P.o.germ.
1040
n-1

o germ. Paegnia
1040 n - 1

<36634786540019

<36634786540019

Bayer. Staatsbibliothek

G. Boettger del. & sc.

Pägnia.

Ein Buch zur Unterhaltung.

Erste Sammlung.

Leipzig,
bey Carl Friederich Schneidern.
1789.

174
B

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Herausgeber an die Leser.

Unsre Absicht ist, dem Publikum ein Lesebuch zu liefern, das durch Abwechslung und Mannichfaltigkeit Unterhaltung gewähre.

In dieser Rücksicht haben wir uns nicht blos auf Erzählungen eingeschränkt, sondern außer diesen, auch kleine Lustspiele, Dialogen, dramaturgische Aufsätze, gemeinnützige Abhandlungen und Gedichte in unsern Plan gezogen.

Diese erste Sammlung fängt mit der Geschichte der Marquise de Gange an, welche aus dem 5ten Bande der causes celebres et interessantes

par

par l'Advocat N. entlehnt ist. Doch bestehen die Veränderungen, so damit vorgenommen worden, mehr in Ausdruck und in besserer Erhebung wichtiger Situationen, als in der Geschichte selbst, deren Gang man mit all' der Treue beybehalten hat, welche den Geschichtschreiber von dem Romandichter unterscheidet. Sollte diese Geschichte schon irgendwo im Deutschen bearbeitet worden seyn, so ist sie doch an und für sich selbst schon interessant genug,

um in einem veränderten Gewande noch immer auftreten zu können.

Das Portrait ist nach dem Französischen von Beauchamps bearbeitet, der sich auch durch seine Recherches sur le Theatre de France bekannt gemacht hat. Die französischen Kunstrichter halten es für das beste unter seinen Lustspielen.

Die Erzählung Huilpa und Isabelle ist original. Nur die Hauptidee dazu, lieh dem Verfasser die Erinnerung an eine ähnliche Geschichte, die er vor vielen Jahren, er weiß nicht mehr in welchem, französischen Schriftsteller las.

Den Schluß macht ein Aufsatz über den verstorbenen Schauspieler Reineke.

Damit

Damit der Leser sich auf keine Weise getäuscht finde, haben wir das Buch Spielwerke überschrieben.

Inhalt.

I. Geschichte der Marquise de Gange, nach einem französischen Original. Seite, 1.

II. Das Portrait, ein Lustspiel S. 114.

III. Huilpa und Isabelle, eine amerikanische Novelle. S. 173.

IV. Ueber Johann Friedrich Reineke, den Schauspieler. S. 231.

I.

Die Marquise de Gange

eine ältere Geschichte nach einem französischen Original.

Welches Menschen Herz enthält nicht schon den Saamen zu allerhand Arten von Schandthaten? — mag ihm doch immer die Natur die schönsten Anlagen verliehen, und die vortreflichste Erziehung es veredelt haben; nichts destoweniger finden sich oft gewisse Veranlassungen, wo es der Tyranney der Leidenschaften unterliegt, und wo es jener Vergehungen fähig wird, wovor die Menschheit zurückbebt, und die Natur erzittert.

So nur läßt sich die unerhörte Grausamkeit begreifen, womit heftige Leidenschaften, den Abbe und den Ritter de Gange, zwey Brüder, gegen die Marquise, ihre Schwägerin entflammten. Nicht zur ganz schlechteren Menschenklasse gehörten sie zwar von Natur; aber dennoch riß ein unseliger Trieb zum Bösen sie zu den abscheulichsten Ausschweifungen hin.

Mein Herz erbebt vor der Erzählung dieser Geschichte. Die Feder — fürchte ich — wird mir aus der Hand fallen, und — keine Worte werde ich dazu finden können. Aber dennoch — sey es hiermit gewagt? — bloß mit den Farben der Natur will ich zeichnen. Vielleicht gelingt mir's, ein Gemälde aufzustellen, das eben so tief dem Leser zum Herzen dringt, als es das meinige rührte!

Seltene Reize schmückten unsere Heldin, die Marquise de Gange. Zwar nicht zu den ersten des Reichs gehörte ihr Adel. Aber sie war die einzige Erbin ihres Grosvaters von mütterlicher Seite, der ein Vermögen von beynahe fünfmal hundert

dert tausend Livres besaß. Dieser Umstand erhöhte gleichsam ihren Stand, und sezte sie gewissermaaßen den Vornehmern gleich.

Johann de Nocheres hieß dieser ihr Großvater, und sie war die einzige Tochter eines gewissen Herrn Roussan, aus Avignon. Doch schien es die Natur gleichsam darauf angelegt zu haben, daß ihre Schönheit noch den Rang über ihre Reichthümer davon tragen sollte. Schon in ihrer zarten Jugend nannte man sie — von einem der Landgüter ihres Grosvaters — nur Mademoiselle de Chateaublanc.

Frühzeitig riß der Tod ihren Vater dahin, und sie kam unter die Vormundschaft und Aufsicht des Herrn Nocheres. Bald wurden Golddurst und Liebe, die Beherrscher der ganzen Welt, auch ihre Verfolger. Alle junge Leute von Stande in der Provinz bewarben sich um sie. Und in der That, ein Weib von so ausgezeichneten Reizen, von so unermeßlichem Vermögen zu besitzen; wer würde dieß nicht für sein höchstes Glück angesehen haben? und wessen Herz würde nicht darnach haben seufzen dürfen? — ein sanfter Karakter —

 ein

ein edles friedliebendes Herz — dieß war die Seele ihrer Schönheit; wen hätte nicht darnach gelüsten sollen? —

Schon in ihrem dreyzehnten Jahre heirathete sie einen jungen Mann, aus einem großen Hause, — von glänzender Figur, und von den glücklichsten Naturgaben — den Marquis de Castellane. Er war der jüngste Sohn des Herzogs von Villars, — am Hofe erzogen, und Meister in allen jenen Kenntnissen, die den Mann vom Stande, und den Ritter vor andern auszeichnen.

Im Jahr 1649 geschah die Vermählung. Der glückliche Marquis führte seine junge Gattin an den Hof. Wie die Sonne unter den Sternen verdunkelte sie hier den Glanz ihrer Mitschwestern. Ein Hof ist gleichsam der Schauplatz der Schönheiten. Feinheit und Geschmack geben ihnen hier ihre Stimmen, und entscheiden für sie. Selbst die Huldigungen der Vornehmsten und Grösten der Erde nimmt hier ein reizendes Frauenzimmer ein.

So rührte auch unsre Heldin den damaligen jungen Monarchen Ludwig den vierzehnten. Zur höchsten Bewundrung, und zum Entzücken riß ihn ihre Schönheit hin, und mit den schmeichelhaftesten Lobsprüchen beehrte er sie. Auf einem seiner Hofbälle, wo die Galanterie herrschte, und die Pracht ihren Thron hatte, zog er selbst zum Tanz sie auf. Sie tanzte mit so viel Grazie, und mit einer, ihren Reizen so angemessenen Feinheit, daß sie die Aufmerksamkeit des ganzen Hofes an sich fesselte. Mehr die Schöne aus der Provinz nannte man sie auch insgemein, als die Marquise de Castellane.

Auf einem andern Balle erwieß ihr der König dieselbe Ehre. Mit neuen Grazien gleichsam geschmückt erschien sie hier. Um aber ein lebhafteres Gemälde davon zu geben, bediene ich mich eines Ausdrucks, der zwar nicht neu ist, der aber doch ausdrücklich für sie erfunden zu seyn scheinet: — man sah diese Grazien unter ihren Füssen geboren werden. —

Auch die Königin von Schweden, Christina, die sich damals in Paris

befand, erstaunte über die Schönheit unserer Heldin. Ihres gleichen, behauptete sie, wäre ihr in keinem der Königreiche, die sie durchreißt habe, noch vorgekommen, und — wäre sie selbst vom andern Geschlecht — sie würde auch nur der Marquise ihr Herz und ihre Liebe weihen.

Doch nie verleitete der Beyfall, den man ihrer Schönheit gab, ihr Herz zum Stolz. Immer fühlte sie noch, wie wenig dieses Glück werth sey, und mehr als einmal sagte sie zu einer ihrer Freundinnen, welcher sie oft ihr Herz zu öfnen pflegte, daß alles dieses doch nur Eitelkeit und leerer Erdentand sey. —

Ich weiß es wohl; ungeachtet der Weißheit und Demuth, die man mit Recht an ihr rühmte, will man doch in dem Archiv der Galanterien damaliger Zeit, gewisse Abentheuer von ihr aufgezeichnet finden, die nicht so ganz damit zu harmoniren scheinen. Aber Leute von Einsicht — so viel ist auch nicht zu leugnen — haben doch immer die Glaubwürdigkeit jener Erzäh-

zählungen wieder sehr stark bezweifelt. Nie ist wenigstens etwas öffentlich davon bekannt worden. —

Mit nichts in der Welt spielt die Natur so bewundernswürdig, als mit der Mannigfaltigkeit weiblicher Reize. Wem wird also wohl daran genügen, von der Heldin einer Geschichte bloß die einfache Versicherung, daß sie schön war, zu hören? — nein! zur Befriedigung der Einbildungskraft, gehört auch ein getreues Gemälde all' jener Nüancen, und Feinheiten der Züge, die jedem Frauenzimmer so besonders eigen sind. Gleichsam der Thron der Schönheit ist das Gesicht. In ihm liegt das Unterscheidungszeichen der einen Schönheit vor der andern. All' die übrigen Reize des Körpers gehören, wie Herr von Fontenelle sagt, dem schönen Gesicht gleichsam nur als nothwendige — oder auch zufällige Folge zu.

Ein berühmter Zeichner entwarf einst ein treues Gemälde von unsrer Heldin, das seiner Kunst und seinem Schönheitsgefühl Ehre machte. Laßt uns versuchen,

ob unsere Feder seinem Pinsel Zug für Zug zu folgen vermag! —

Eine Haut von blendender Weisse und gleichsam belebt von einem so sanften Roth, als Mutter Natur nur jemals hervorgebracht haben mag. Ohne ausgezeichnete Höhe der Farbe schien es nur leicht vermischt mit der Weisse des Urstoffs, worauf es ruhte. Rabenschwarz, und in natürlichen Locken dahin wallend erregte ihr langes, starkes Haar, Staunen und Bewundrung. Groß und schön gespalten war ihr pechschwarzes Auge; ein süßes Feuer strahlte daraus hervor; Ehrfurcht und Liebe erweckten ihre Blicke, und durch Seel und Leben drangen sie. Nichts übertraf die Niedlichkeit ihres Mundes, und die schöne Ründung ihrer Korallenlippen, die eine blendende Reihe Zähne von Elfenbein bedeckten. Das alles zusammengenommen, war ein Anblick des herrlichsten Schauspiels in der Natur. — Ein gewisses Ansehen von Größe gab ihr ihre wohlgebildete Nase. Die feine Ründung ihres Gesichts, ihre Völligkeit, — gleichsam die Blüthe der Gesundheit — ihre hohe edle

Mie-

Miene, ihre regelmäßigen sanften Züge — man konnte nichts anziehenderes, nichts reizenderes sehen. Für eine Gottheit, oder — um mich bestimmter auszudrükken — für ein Ebenbild der Gottheit mußte man sie halten. —

So entsprach nun auch dieser Schönheit ihres Antlizes, Wuchs und Haltung ihres Körpers. Arm, Hand und Fuß, alles an ihr schien die sorgsame Natur zu Meisterstücken gebildet zu haben. —

Aber warum erhebt solch ein reizender Gegenstand, unser Herz nicht auch zu seinem Schöpfer empor? warum beschäftigen sich nur unsre Sinnen mit diesem Werke der Vollkommenheit? — Hängt denn wohl unser Geist so sclavisch von unserm Körper ab, daß wir unsre Seele nie über diese Bande erheben können? — Auf! laßt mich wenigstens dieß Meisterstück der Schöpfung in einigen Strophen besingen;

Die ihr göttliche Kraft, und Aufruf der Welten
Für Phantome erklärt, Hohn dem Ewigen sprecht,

Des

Des schaffender Arm dahin
Auf Flügeln der Allmacht schwebt!
Himmlischer Wahrheit Wort und Urquell des Schönen
Als Undinge verlacht, und blind gegen euch selbst
Der höhern Weißheit Winke,
Erniedriget zum Ungefähr!
Könnt ihr des Himmels Glanz, und das Wundergebäu
Der Welten, welche dort Millionen an Zahl,
Unerschüttert die Bahnen
Ihrer Bestimmung durchwallen —
Könnt ihr des Lenzes Pracht, und die Wiedergeburt
Jeglicher Jahres Zeit, selbst den rauhen Nordsturm,
Könnt ihr, ohne Beherrscher
Der Welt, dieß alles entziffern? —
Und hüllten dann dennoch die schwarzen Gefieder
Der Blindheit, in Mitternacht die Vernunft euch ein;
So erleuchte das Hinschau'n
Auf dieses Gemälde euch noch!
Dann wird Selinens Reitz im Rosengefilde

Des Frühlings, euch lehren die ewige
Wahrheit,
Daß eines Gottes Werk nur
Dieß göttliche Meisterstück sey.

Mit dieser glänzenden Schönheit verband unsre Marquise auch ein vortrefliches Herz, ein Herz voll Mitleid, und Gefühl für die Noth ihrer Mitmenschen. Geselligkeit, und muntre Laune machten ihren Umgang reizend. Doch war sie im Ganzen genommen, mehr empfindsam, als lebhaft, mehr gesetzt, als rauschender Freuden empfänglich. Kein Diamant prangte je in reinerem Golde, und keine schönere Seele in einem schöneren Körper. —

Noch floß ihr Leben in dieser glücklichen, und blühenden Lage dahin, wo ihre Schönheit jeden, der sie sah, zu ihrem Anbeter schuf, als die Nachricht eingieng, daß die königlichen Galeeren in dem Meere bey Sicilien Schiffbruch erlitten hätten, und — daß der Marquis ihr Gemahl, der darauf mit kommandirt hatte, in den Fluthen mit ertrunken sey.

Dieser

Dieser Schmerz durchdrang ihr Herz, und manche warme Thräne heiligte sie dem Andenken an einen Gemahl, der sie so zärtlich geliebt hatte. Aber noch hatte sie keine Kinder von ihm, noch stand sie in der ersten Blüthe der Jugend; sie schien also gleichsam in den Stand eines Mädchens wieder zurückzutreten. Nur kurze Zeit verweilte sie noch bey Hofe, und neuen Glanz schien die Trauer noch ihrer Schönheit zu geben. Bald aber riefen sie ihre Angelegenheiten wieder nach Avignon zurück.

Auch hier mochte sie in der großen Welt jetzt länger nicht auftreten. Ausweichen wollte sie gerne dem Drange einer Menge von Verehrern, die ihre Hand suchten: denn noch stand sie in jenem der Schönheit günstigen Alter, wo Ruf und Augenschein ihr Liebhaber über Liebhaber erwarben. Sie zog sich also anfänglich in ein Kloster zurück, wo sie sich nur ihren Freunden wiedmete, und nur denen Zutritt verstattete, die Geschäfte bey ihr hatten.

Doch in die Länge war sie zur Einsamkeit nicht geboren: denn auch hier fuhr

die Menge ihrer Anbeter fort, nach einer zärtlicheren Verbindung mit ihr zu seufzen. Nachgeben mußte sie endlich doch ihrem Ungestüm, und sie wählte dann den Marquis de Gange, einen jungen Kavalier von zwanzig Jahren aus einem der besten Häuser des Königreichs. Glücksgüter hatten ihn eben so sehr begünstiget, als Vorzüge seiner Gestalt. An Schönheit und Reiz der Sitten, war er, als Mann eben das, worinn die Marquise, als Frauenzimmer hervorstach. Beyde schienen sie für einander geboren zu seyn; allgemein hielt man sie für das zärtlichste Ehepaar, wenn man nemlich die Aeußerungen ihrer Liebe nur auf den ersten Blick übersah.

Inzwischen waren doch ihre Karaktere äußerst verschieden. Vereiniget sah man hier mit der liebenswürdigsten Demuth den grösten Stolz, mit der gleichgestimmtesten Seele ein wankelmüthiges verkehrtes Herz, und mit der unbefangensten Offenheit das niedrigste Mißtrauen. Kurz, die Laster waren dem Mann, und die Tugenden der Frau zu Theil worden. Und

dann — welch' eine Verbindung war wohl das? —

Doch, die Heucheley überschleyerte die Mängel des Mannes, und verbreitete über die ersten Tage dieser Ehe, eine Art von Reiz, die jedermann entzückte. Alle Welt jauchzte einer Verbindung, deren Schein so glänzend war, lauten Beyfall zu.

Im Jahr 1658 wurde sie gefeyert, als die Marquise De Gange eben ihr zwey und zwanzigstes Jahr erreicht hatte. Ich hörte einst in einer gewissen Gesellschaft den Wunsch thun, vom 18ten bis zum 22ten Jahre möchte man ein schönes Mädchen seyn, hernach aber ein Mann werden. — Es liegt eine weise Erfahrung in diesem Wunsche: denn wirklich beginnet von diesem 22ten Jahre die kritische Epocke der weiblichen Schönheit. Unvermerkt fangen dann ihre Reize an, die erste Kraft zu verlieren, obgleich, wie keine Regel ohne Ausnahme ist, auch manches Frauenzimmer mehrere Jahre hindurch im Glanz ihrer blühenden Jugend dahin strahlt; und unter die letztern gehörte

hörte auch unsre Marquise. Inzwischen verloren sich doch bald bey unserm Paar jene reizenden Tage der Ehe, wo die Neuverbündeten sich selbst so ganz genug sind, und wo sie nimmer sich satt sehen, und liebkosen zu können glauben. An ihre Stelle traten vielmehr die Stunden jener gesättigten Empfindung, die sich so bald in Eckel zu verwandeln pflegt, wenn man ihr nicht auf eine gute Manier zuvorkommt. Dieß bewog denn auch den Marquis jenen zärtlichen Umgang mit seiner Gemahlin auf einige Zeit zu unterbrechen, und sich der großen Welt wieder in die Arme zu werfen.

Bald folgte auch die Marquise seinem Beyspiel. Aber zu tugendhaft um gewisse unedle Absichten darunter zu verbergen, suchte sie bloß Zerstreuung, ohne besondere Anhänglichkeit an diejenigen, die ihr solche verschafften. Ueberraschte sie nur die mindeste Herzenswärme für irgend einen dieser Gegenstände, so war dieß die Loosung, ihn bald mit andern zu vertauschen, die weniger ihre Empfindungen reizten. Aber tadelfrey blieb dennoch diese ihre unschulds-

volle Aufführung nicht ganz. Gift sogen selbst die Freunde ihres Gemahls daraus, und den Saamen der Eifersucht streute ihre Schadenfreude in sein Herz.

Bald entflammte das Feuer dieser grausamen Leidenschaft seine ganze Seele. All' jene traurigen Folgen derselben, jene quaalvollen Unruhen, und jene schwarzen Bilder der Untreue, die uns das Leben zur Hölle machen, peinigten ihn.

Jedoch — es ist auch nichts in der Welt, was uns bey andern lächerlicher macht, als eben die Eifersucht, und — wer setzt sich wohl gern dem Gespötte der Menschen aus? Dieß bewog also den Marquis, den Stachel der ihn stach, so viel möglich zu verbergen. Er suchte seinen Schmerz im geheim zu verbeissen, und weil ihm auch seine Gemahlin, keine Blößsen von gegründetem Verdachte gab, so unterstand er sich nicht, öffentlich damit hervorzutreten; desto heftiger aber vergifteten jene feindseligen Vorstellungen ihrer Untreue seine an und für sich schon sehr böse Gemüthsart, und nie erschien er vor

seiner

seiner Gattin als mit dem Stempel des Verdrusses und der üblen Laune an der Stirne.

Auf diese Weise verbitterte er denn dieser guten Dame, alle mögliche Freuden des Lebens. Einige Jahre verflossen ihr in dieser traurigen Lage, und kein völlig heiterer Tag lächelte sie an. Doch waren dieß gleichsam nur die Vorboten ihres Mißgeschicks; denn gerade um die Zeit wählten zur Vermehrung ihrer Martern, der Abbe und der Ritter de Gange, ihres Mannes Brüder, sein Hauß zu ihrem beständigen Aufenthalt. Weil nun diese beyden Menschen die Hauptrolle der Grausamkeit in dieser traurigen Geschichte ihrer Schwägerin spielten; so müssen wir sie hier vor allen Dingen etwas genauer kennen lernen. Der Abbe besaß einen wirklich recht teuflischen Karakter. Im höchsten Grade boshaft war er zugleich ausschweifend lüderlich, ohne Religion und ohne Grundsätze. Als ob er den Namen eines Bösewichts in seinem ganzen Umfange verdienen wollte, hatte er sich dem geistlichen Stande gewiedmet, den er der

freyen Lebensart am angemessensten hielt. Uebrigens war er ein sehr jachzorniger herrschsüchtiger Mann, der bloß seinen Leidenschaften huldigte, und jedermann seine Launen als Gesetze vorschrieb. Daß er der unerhörtesten Schandthaten fähig war, brauchen wir hier nicht zum voraus zu versichern, weil uns die Folge dieser Geschichte bald genug davon überzeugen wird. Kurz, er verdiente weniger den Namen eines Menschen, als eines listigen abgefeimten Teufels, der alle Gestalten annehmen konnte, und unter der Masque des ehrlichen Mannes, des sanften, freundschaftlichen, dienstfertigen, und artigen Gesellschafters, ein Herz voll Tücke und schwarzer Boßheit verbarg.

Der Ritter hingegen war ein schwacher eingeschränkter Kopf, der seinen Nakken gern unter das Joch eines andern beugte, wenn er nur nicht selbst denken, und selbst handeln durfte. Daher denn auch der Abbe mit ihm machen konnte, was er wollte. Ja! der Ritter unterstand sich nicht einmal, diesem gebieterischen Manne, die Gründe der Gesetze, die er ihm vor-

vorschrieb, abzufordern: denn der Abbe verstand die Kunst, ihm die Abhängigkeit von seinem Willen so zu versüssen, daß der arme Ritter seine Ketten auch nicht einmal gewahr ward.

Doch nicht eben bloß schwache Menschen, auch helle Köpfe sind oft dem Schicksal ausgesetzt, sich von andern beherrschen zu lassen. Nur ihre schwache Seite darf man aufsuchen, und faßt man sie bey dieser, so kann man sie, mit der gehörigen Geschicklichkeit versteht sich, leiten, wohin man will. Eben so hielt der Abbe De Gange nicht nur den Ritter sondern auch den Marquis unter seinem Commando. Mit vieler Feinheit brachte er diesem den Wahn bey, als ob er ihm von ganzer Seele ergeben sey, und es für eins seiner anständigsten Geschäfte hielt, durch seinen guten Rath den Zustand seines Hauses aufrecht zu erhalten. Er schuf ihm einen sehr hohen Begrif, von seiner Kunst zu wirthschaften und durch Verbesserungen, Vortheile zu erwerben: und er wuste sich ihm dadurch unentbehrlich zu machen. — Mit einem Worte, den Namen

der Herrschaft ließ er zwar seinem Bruder, das Wesen derselben aber riß er selbst an sich.

Kaum sah nun dieser Schalkskopf auch unsere Marquise, so zündeten schon ihre Reize ein Feuer strafbarer Liebe in seinem Herzen an. Wie ein Mensch, der es nicht gewohnt ist, seine Leidenschaften im Zaum zu halten, überließ er ohne Rückhalt sich diesen ungeweihten Empfindungen. Sein Ansehen in der Familie schmeichelte ihn mit dem Gedanken, daß er seinen Zweck ohne Mühe erreichen werde. Wo er also nur wußte, und konnte suchte er sich, durch allerhand Gefälligkeiten, die Gunst der Marquise zu erwerben. So gar seines Bruders Herz wandt' er seiner Gemahlin wieder zu. Mit so vieler Wärme, und Beredsamkeit sprach er ihrer Tugend das Wort, daß er dessen bisherige Eifersucht völlig verbannte, und seine ganze Seele mit Hochachtung und Zärtlichkeit für sie erfüllte.

Auch nahm von dieser Zeit an, die Lage der Marquise sogleich eine bessere Wendung,

dung und die rosigten Tage ihrer Ehe schienen gleichsam in ihrer Blüthe wieder anzu brechen. Geheilt war ihr Herz bald wieder von jener Kälte, die beynahe in Haß gegen ihren Gemahl ausgeartet wäre; von neuem öfnete sie ihm ihr Herz, und mit Zärtlichkeit und Liebe kam sie ihm wieder entgegen. Beyde waren eine Zeitlang so glücklich, als sie es in ihrer Lage nur immer seyn konnten.

Doch nach des Abbe's Plan mußte nun auch die Marquise wissen, wem sie eigentlich diese wohlthätige Veränderung zu danken hatte. Um ihr also seine Gefälligkeit desto interessanter zu machen, dachte er erst darauf, sich ihr selbst auf der vortheilhaftesten Seite zu zeigen. So viel ist ausgemacht, daß ein Verliebter, wenn er nur sonst ein Mann von Kopf ist, und seine Leidenschaft in das gehörige Licht zu stellen weiß, auch meistens dem geliebten Gegenstande gefällt. Auch der Abbe hatte diese Meynung von sich, und indem er an der günstigen Aufnahme seiner Liebe gar nicht zweifelte, so suchte er sich seiner Schwägerin dadurch gleichsam nothwen-

dig zu machen, daß er ihr im geheim und wie im Vertrauen sagte, er wäre lediglich der Mann, der ihr das Herz ihres Gemahls wieder gewonnen habe. Nicht undeutlich gab er ihr dabey zu verstehen, daß er überhaupt den Marquis unter seinem Zepter halte, und daß folglich alle Glückseligkeit, die sie nur jemals zu genießen hoffen könne, bloß von ihm abhange.

Allein für dießmal irrte sich doch der sonst so kluge Abbe in dem Karakter der Marquise, und in der Vorstellung, die er sich von der Würkung seiner Leidenschaft machte. Auf den ersten Anblick empfand sie schon eine natürliche Abneigung vor ihm. Daß sie ihm also so viel Verbindlichkeiten schuldig seyn sollte, setzte sie eben so sehr in Verlegenheit, als sie nicht ohne Grund befürchtete, er möchte solche zu mißbrauchen leicht fähig seyn. Und so erwiederte sie ihm zwar, daß sie sehr gerührt von seinem Diensteifer, und von seiner Bemühung um ihr Vergnügen sey; allein sie that doch dieß mit so vieler Kälte, daß in der That ihr Betragen dabey ihren Worten das Siegel der Unwahrheit aufzudrücken

schien. Den Abbe hingegen verdroß es gewaltig, das Herz der Marquise so unerkenntlich für seine Gefälligkeiten zu finden; denn ihr kaltes Betragen entgieng seiner Beobachtung im geringsten nicht. Mit ganz andern Hofnungen und ergiebigern Früchten, hatte ihm seine Eitelkeit geschmeichelt. Doch sie schon völlig wieder fahren zu lassen, behagte ihm eben so wenig. Da nun die Marquise in ihrer Gleichgültigkeit gegen ihn fortfuhr, und ihn nur bloß höflich behandelte, so beschloß er sich ihr deutlicher zu erklären, und ihr sein ganzes Herz zu eröfnen. Es begab sich daß die Marquise auf einige Tage eine ihrer Freundinnen auf dem Lande besuchte. So bald der Abbe das sah, verfügte er sich auch dahin. Aeußerst unterhaltend im Umgange, war er gleichsam die Seele der Gesellschaft, wo er nur hinkam. Allgemein hatt' er das Glück zu gefallen. Mit Vergnügen nahm man ihn auf, und ergötzte sich an den Fähigkeiten seines Geistes, die er so geschickt im gemeinen Leben geltend zu machen wußte. Hierzu kam noch, daß in Gegenwart der Marquise, die Liebe ihn noch mehr aufheiterte

tecte, und alle seine Unterhaltungen mit Witz, und Laune belebte. Den Tag nach seiner Ankunft veranstaltete man eine Jagdparthie, welche die Damens zu Pferde machen wollten. Sogleich war er bey der Hand, sich der Marquise zum Begleiter anzubieten. Sie konnt' es nicht füglich ausschlagen, und da fand er denn hier die beste Gelegenheit, ohne Zeugen und ohne von jemanden gestört zu werden, mit ihr zu sprechen.

Er entdeckte ihr sein Herz ohne die mindeste Zurückhaltung, und ohne jene bescheidene Schüchternheit, die doch sonst so unauflößlich mit der wahren Liebe verbunden ist. Erst begann er mit einer lebhaften Schilderung seiner Leidenschaft für die Marquise, und dann stellte er sich ihr, mit dem ganzen Feuer seiner Beredsamkeit, unter dem Bilde eines bis zur Raserey verliebten Menschen vor.

Leicht läßt sich die Bestürzung dieser guten Dame darüber begreifen. Sichtbar veränderte sich ihre Miene; sie war der Abdruck des äußersten Erstaunens. Kaum konnte

konnte sie sich überzeugen, daß sie recht gehöret habe, und hätte nicht die ganze Leidenschaft des Abbes aus seinen Augen hervorgesprühet, sie würde sich noch immer in ihm zu irren geglaubt haben. Ohne sich jedoch ihre Verwirrung darüber merken zu lassen, nahm sie vielmehr, als ob sie ihn gleichsam ihres Zornes nicht einmal für werth hielte, eine kalte gleichgültige Miene an. Ganz gelassen antwortete sie ihm also:

Sie wissen es selbst am besten, Herr Abbe! wie eine Dame von meinen Verhältnissen, eine solche Erklärung, als die ihrige ist, aufnehmen muß. Beantworten Sie sich solche selbst in meinem Namen, und ersparen Sie mir den Verdruß, mich damit abzugeben! —

Es ist wahr, aus diesen Worten selbst konnte man so ganz eben nicht auf den Abscheu schließen, den würklich die Marquise vor dem Abbe empfand; aber die Art, mit der sie gesagt wurden, verriethen ihm solchen nur allzudeutlich. Tief durchdrangen sie inzwischen das Herz des Verräthers.

Er fühlte die ganze Schärfe des stechenden Dolchs; aber sogleich änderte er auch seinen Ton, und versetzte mit einer Kühnheit, die wenig ihres gleichen hat:

Wissen Sie wohl Madame daß ihre ganze Glückseligkeit in meinen Händen ist, und daß es nur von mir abhängen würde, Sie zur unglücklichsten Frau unter der Sonne zu machen? was ich für Sie gethan habe, kann ich wieder vernichten, wenn ich will, und Ihr Zuvorkommen darf ich nicht fürchten: denn was Sie auch sagen, was Sie auch beginnen könnten, gegen mich würden Sie doch keinen Glauben finden. Also Madam, gehen Sie in sich! lassen Sie uns nicht beyde unsere Ruhe untergraben! Geben Sie meiner Zärtlichkeit nach! und lachende Tage der Zukunft werden Sie dafür belohnen.

Doch die Marquise behielt ihren kalten gesetzten Ton, und ohne Hitze antwortete sie:

Lernen Sie mich auch hochschätzen, da Sie mich lieben gelernet haben! — immerhin möge mich das traurige Schicksal

be-

betreffen! ich fürchte mich nicht genug davor, um meine Rettung mit meiner Tugend zu erkaufen. —

Um aber auch ihrer natürlichen Abneigung vor dem Marquis Genugthuung zu geben, und seine Eitelkeit gewissermaßen zu demüthigen, sezte sie hinzu: „und wär' ich auch wirklich einer dergleichen Schwachheit fähig, so würden Sie doch gewiß der lezte seyn, der mich zu so unedlen Empfindungen verleiten könnte." —

Das war zu viel für den ehrgeizigen, vor Liebe wüthenden Abbe; er konnt' es nicht länger aushalten. Vom Zorne übereilt verließ er schnell seine Gefährtin; sie selbst aber begab sich zur übrigen Gesellschaft.

Den ganzen übrigen Tag bracht' er unter den allerpeinigendsten Gefühlen des Verdrußes hin. Er war gar nicht im Stande seinen Aerger zu mäßigen. In der Hitze seiner Leidenschaft kam er sich selbst als der allerverächtlichste Mensch vor, und in seinen Augen hatte niemals eine Mannsperson, einen so schmählichen

Schimpf

Schimpf erlitten, als er. Voller Wuth kehrte er denselben Abend noch nach Avignon zurück und jedermann außer der Marquise gerieth auf den Gedanken, daß er in seinem Herzen einen geheimen Kummer nähren müsse, der ihn auf einmal überrascht und zur Gesellschaft unfähig gemacht habe.

So bald er sich aber wieder allein befand, rafte er auch seinen Muth wieder zusammen, und belebte von neuem seine Hofnungen. Noch immer schmeichelte er sich über die Tugend der Marquise den Sieg davon zu tragen; und so ließ er sich auch von diesem seinem Unternehmen noch nicht zurück schrecken. Er fuhr vielmehr fort, seinen Bruder den Marquis in seiner Meynung zu erhalten, daß seine Gemahlin an Tugend eben so, wie an Schönheit über alle andere ihres Geschlechts erhaben sey. Auch die Marquise genoß ungestört die Fortdauer ihres Glükkes. Die Abneigung, die sie gegen den Urheber desselben empfand, beunruhigte sie zwar manchmal darinn, aber doch nicht so sehr, daß ihre Ruhe davon hätte können un-

terbrochen werden. Doch vermied sie sorgfältig alle Gelegenheit mit dem Abbe allein zusammen zu kommen.

Inzwischen blieben die Reize unserer Heldin, auch für den Ritter de Gange, nicht ohne verliebte Wirkung. Eben so, wie sein Bruder, war er auch davon gerührt. Die Marquise hingegen empfand nicht dieselbe Abneigung vor ihm, die ihr den Abbe so verhaßt machte. Gern gieng sie vielmehr mit ihm um, und nicht selten öfnete sie ihm die geheimern Angelegenheiten ihres Herzens. Nicht daß sie etwa eine Art von unedler Liebe für ihn gefühlt hätte. So etwas kam ihr schlechterdings nicht in Sinn. Aber sie fand ihn weit sanfter, und nachgebender als den Abbe, und da verlor denn freylich bey der Vergleichung der letztere viel, gegen den ersteren in ihren Augen.

Der Ritter bemerkte nicht so bald, wie gütig die Marquise gegen ihn war, als ihn dieß natürlich in seinen Hofnungen bestärken muste. Bald aber kam ihm der Abbe auf die Spur, und entdeckte zu

seinem nicht geringen Verdruß, daß die Marquise seinen Bruder mit Vergnügen um sich sah, während daß sie ihn selbst auf alle mögliche Weise vermied. Nichts gewisser glaubte er nun, als daß sie ihn liebe; um nun beyde recht über der That zu ertappen, beschloß er sie insgeheim zu belauschen. Doch er konnte auch nicht das mindeste entdecken, woraus sich ein gegründeter Verdacht gegen die Tugend der Marquise schöpfen ließ.

Indessen ängstigte ihn doch dieser Nebenbuhler ganz ungemein. Da er nun lange mit sich darüber zu Rathe gegangen war, was er hierbey zu thun habe, so faßte er endlich folgenden Entschluß: so viel wußte er wohl, daß, wenn er sich seiner Gewalt über den Ritter bedienen wollte, ihm ein schwerer Kampf mit der Liebe dieses Mannes bevorstand. Um also diesen zu vermeiden, und doch auf eine feine Art desto eher seinen Zweck zu erreichen, sagte er zum Ritter „ich weiß es wohl, Bruder! wir beyde lieben die Marquise. Doch weit sey es von mir entfernt, dir Hindernisse darinnen in den Weg zu legen!

Kannst

kannst du es dahin bringen, daß sie deine Leidenschaft erwiedert, gut! so genieße dein Glück! Schlägt dir es aber fehl, so zieh dich zurück! dann will ich sehen, ob ich glücklicher bin. Unsere Verbindung ist zu enge, und mir zu schätzbar, als daß wir uns über diese Kleinigkeit verun-einigen sollten.

Man sieht leicht, daß des Abbe's Gründe zu diesem Entschluß aus keiner edlen Quelle entsprangen. Weil er selbst seinen Zweck bey der Marquise noch nicht erreichen konnte, so wollt' er sie gleichsam auf die Probe stellen, und sehen ob sie auch wirklich so tugendhaft sey, als sie sich anstelle, um hernach seine Maaßregeln darnach nehmen zu können.

Der schwachherzige Ritter aber nahm das Betragen seines Brudes würklich für Großmuth. Im Innersten davon gerührt, antwortete er ihm, daß er sich das gröste Vergnügen daraus machen würde, ihm seine Leidenschaft aufzuopfern, sobald er dadurch die Ruhe seines geliebten Bruders befördern könne; er sey also bereit zurück-

zutreten, und ihm die Marquise zu überlassen.

„Wie? Bruder! —

rief aber hier der Abbe aus, „von dir sollt ich mich an Großmuth übertreffen lassen? — nein! Nur dein Glück sey mein Vergnügen! Von jeher war ich Herr über meine Leidenschaften, und izt — sollt' ich ihnen meine brüderliche Liebe aufopfern? —

Dabey ließen sie es dann also bewenden, und besiegelten ihren Bund mit einer brüderlichen Umarmung.

Nicht sobald sahe sich nun der Ritter, seinen Gedanken nach, von einem so gefährlichen Nebenbuhler befreyt, als er seine Bemühungen um die Gunst der Marquise mit allem Eifer verdoppelte. So lange aber unsere Heldin die Liebe nicht mit im Spiel sahe, so ließ sie sehr gern sich die Aufwartungen des Ritters gefallen. Doch kaum entdeckte sie die wahre Ursache davon, so zog sie sich zurück, und

und behandelte ihn eben so gleichgültig wie seinen Bruder.

Die Kühnheit besaß der Ritter nicht, ihr so geradezu, wie sein Bruder, seine Liebe zu bekennen. Nur daran begnügte er sich, daß er ihr fleißig den Hof machte, sehr warmen Antheil an allen ihren Angelegenheiten nahm, und nur durch dergleichen entfernte Aeußerungen sich ihr auf der Seite eines sterblich in sie verliebten Menschen zeigte.

Anfänglich that die Marquise gar nicht, als ob sie seine Seufzer und die Symptomen seiner Leidenschaft bemerkte. Eine ziemliche Zeit verstrich unter diesem Spiele, und am Ende war der einfältige Ritter, in seinen Bewerbungen gerade so weit vorgerückt, als an demselben Tage, da er sie anfieng. Doch, um ihm auch nicht den Schein von Hofnung eines glücklichen Erfolgs übrig zu lassen, so fieng die Marquise nun an, sich zu stellen, als ob sie ihn sogar verabscheue. Zwar handelte sie hierinnen ganz gegen ihre Empfindungen, und gegen ihren sonstigen Karakter;

 aber

aber sie fand es jetzt um der Folgen willen für nöthig, eine Rolle zu spielen, die ihr so wenig natürlich war. Alles, wovon sie nur glaubte, daß es dem Ritter wehe thun könne, suchte sie also hervor, um ihn damit zu kränken. Auf keine Weise hatte sie sonst einigen Hang zum Spott über ihre Mitmenschen; vielmehr war sie gewohnt, Fehler zu übersehen, und in Gesellschaften ertrug sie manchen Verstoß gegen die gute Lebensart, und manchen Mangel an Weltklugheit bey andern: dem Ritter aber durfte jetzt nur ein Wort entwischen, das von keinem großen Geiste gesagt zu werden verdiente, so zog sie ihn damit auf, und machte ihn lächerlich.

Wie konnt' er wohl bey diesem Betragen der Marquise gegen ihn, noch Hofnung für seine Liebe behalten? wie konnt' er sich wohl schmeicheln, ihr Herz noch zu rühren? — Er sah die Unmöglichkeit ein, und die Folge davon, war der Entschluß, seine Leidenschaft zu unterdrücken. Wie er mit dem Abbe darüber sprach, bestärkte ihn dieser noch darinnen, und der Ritter fieng bereits an, seine

Schwä-

Schwägerin eben so sehr zu hassen, als er sie vorhero geliebt zu haben glaubte. Ja man hätte ihn damals mit Recht schon unter ihre ärgste Feinde zählen können.

Hingegen trat nun der Abbe wieder auf die Bühne. Weil er sich aber bey der Marquise, durch Beförderung ihrer Glückseligkeit nicht hatte beliebt machen können, so glaubte er, besser zu fahren, wenn er sie auf eine andere Weise behandelte. Das Herz ihres Gemahls gegen sie zu vergiften, dieß dünkte ihm nun das zweckmäßigste Mittel zur Erreichung seiner Absicht zu seyn. Und — Schwierigkeiten hatt' er nicht dabey zu überwinden: denn der Marquis sah nur durch seine Augen, und glaubte alles, was er ihm sagte.

Sonach arbeitete er denn darauf loß, das Herz seines Bruders von neuem mit dem Verdachte der Untreue seiner Gattin zu erfüllen.

„Es ist wahr," sagte er, „ich selbst war bisher der eifrigste Verfechter ihrer Tugend; für unverletzlich hielt ich sie

würklich; aber was ich neuerlich entdeckt habe, setzte mich eben so sehr in Bestürzung, als es mir auf einmal die Augen öfnete.

Die Marquise hatte sich kurz vorher, aus Schäckerey und Laune, in einer gewissen Gesellschaft, von einem jungen Herrn, mit dem sie übrigens auch nicht in der entferntesten Verbindung stand, den Hof machen lassen. Dieß hatte der Abbe bemerket, und daher nahm er nun izt die Gelegenheit, sie auf das abscheulichste zu verläumden. Er schmiedete eine ganz falsche Geschichte darüber zusammen, und schüttete all' den Gift seiner Tücke über das unschuldige Vergnügen aus, das die Marquise sich dabey gemacht hatte. Und schon dadurch glückte es ihm, das Herz ihres Gemahls, gänzlich wieder von ihr abzuwenden. So heftig bracht' er ihn gegen sie auf, daß der Marquis sie auf die beleidigendste Art darüber zur Rede sezte, und, ohne nur im mindesten ihre Vertheidigung anzuhören, die schrecklichsten Schmähungen gegen sie ausstieß. Der Abbe hingegen unterließ

nicht, ihn von Zeit zu Zeit in dieser üblen Denkart von seiner Gemahlin zu erhalten, und mit jedem Tage hezte er ihn mehr gegen sie auf. Ja, der hintergangene Marquis vergaß sich so sehr dabey, daß er seine würdige Gattin äußerst schlecht behandelte, und sie auf jede Weise tyrannisirte.

Mit Wohlgefallen betrachtete nun der heimtückische Abbe sein Werk. Er konnte die Gesinnungen seines Brudes lenken, wohin er wollte, und er freute sich darüber, daß er sich durch die Folgen der ihm eingeblasenen Eifersucht an der Marquise für ihre Verachtung seiner Liebe, rächen konnte. Mit bewundernswürdiger Geduld aber ertrug sie alle diese Mißhandlungen, und nicht einmal den Versuch machte sie, ihrem Gemahl über den Betrug des Abbe's die Augen zu öfnen, wenn sie auch nicht zum voraus hätte sehen können, daß sie doch kein Gehör damit finden würde.

Der Abbe hingegen, als er dieses Ungewitter über ihrem Haupte zusammengezogen hatte, wollte nun doch auch ver-

suchen, ob ihm wohl gar keine Hofnung mehr übrig sey, die Marquise unter seinen Willen zu beugen. So viel Mühe sie sich auch gab, ihn gänzlich zu vermeiden, so mußte sie ihm doch einsmals im Garten, wo sie eben spazieren gieng, Stand halten.

„Nun, Madam!

redete er sie an, „wie gehts Ihnen? wollen wir nicht einmal aufhören Feinde zu seyn? wie lange wollen Sie mich zum Kriege gegen Sie nöthigen? ich dächte Sie müßten es doch nun bald einsehen, daß Sie keinen Schaden davon haben würden, wenn wir im Friede lebten. So bald Sie mich nur gewonnen haben, so herrschen Sie auch über Ihren Gemahl. Warum bestehen Sie also so fest darauf, mich durch Ihren Haß zu verfolgen? —

Ruhig hörte sie ihn zwar an, aber keine Sylbe antwortete sie ihm doch darauf; sondern sie kehrte ihm den Rücken zu, und verließ ihn mit der Miene der grösten Verachtung.

Bald

Bald nach diesem Vorfall starb ihr Großvater der Herr de Rocheres, und sie wurde seine Universalerbin. Er hinterließ wichtige Güter in Avignon. Um nun diese gehörig zu verwalten, konnte sich der Marquis nicht so oft mehr zu Gange verweilen, wie er bisher gethan hatte, denn dieß sein Gut, war sieben Meilen von Montpellier, und neunzehn Meilen von Avignon entfernet. Hierher nahm er nun also auch seine Gemahlin mit, ob sie sich gleich vor dem Aufenthalt in dieser Stadt, wie vor dem Tod fürchtete.

Um dieselbe Zeit war es eben, als sie einst von einer Milchspeise, worinnen sich Arsenik befand, aus Unwissenheit aß. Weil man aber nach Verhältniß des Gerichts selbst die Giftportion zu gering gemacht hatte, so diente ihr jenes gleichsam zu einem Gegengift, und dieses that daher keine sonderliche Wirkung bey ihr. Es aßen mehrere von dem Gerichte, und diese hatten die nemliche Empfindungen davon. Die Marquise aber konnte nicht umhin, sich bey diesem Vorfall an das Prognosticon zu erinnern, das man ihr in Paris

ge-

stellet hatte. Dort hatte ihr nemlich ein gewisser Mensch, der sich auf die Astrologie legte, und überhaupt für einen Mann von Kenntnissen gehalten wurde — wenn anders der, welcher sich einer so eitlen betrügerischen Wissenschaft ergiebt, dafür gelten kann — geweissaget, daß sie noch eines gewaltsamen Todes sterben würde.

Anfangs machte zwar diese Vergiftungsgeschichte viel Aufsehen in Avignon, und man sprach laut, und allgemein davon. Hernach aber giengs auch damit, wie es oft mit dergleichen geheimen Geschichten gehet; man suchte die Sache zu unterdrücken — man saß stille dabey — und — so legte sich am Ende das Gerede von selbst. Am gleichgültigsten aber betrug sich unsere Marquise dabey, und mit aller möglichen Kaltblütigkeit konnte sie davon sprechen. Gleichwohl dachte sie im Grunde weit ernstlicher darüber, als sie sich anstellte: denn sie nahm diesen Vorfall für einen Wink des Himmels, der ihr künftig besser auf ihrer Hut zu seyn, rieth.

Inzwischen gab ihre reiche Erbschaft ihrem Schicksale würklich noch auf einige Zeit eine ganz leidliche Wendung. Izt glaubten ihre Feinde es noch nicht mit ihr verderben zu dürfen, und ihre Güter flößten ihnen gleichsam eine gewisse Art von Respect für sie ein. Alle mögliche Ehrfurcht schien ihr izt ihr Gemahl zu erweisen, und mit nicht geringerm Schein der Achtung betrug sich auch der Abbe gegen sie. Ja! nicht selten munterte er so gar seinen Bruder hierzu auf. Der Ritter aber — war das Echo vom Abbe; — er glaubte seinen Brüdern nachahmen zu müssen.

Doch all' diese Spiegelfechtereyen machten die Marquise nicht irre. Immer gleich an Tücke und Bosheit, blieben sich die Herzen ihrer Feinde, das sah sie wohl ein, so gut sich auch jene zu verstellen wußten. Bloß ihren veränderten Glücksumständen hatte sie die Ruhe zu danken, die ihr izt gelassen wurde. Und dieß lehrte sie, auch keinen Fuß breit von ihrer bisherigen Aufführung abzuweichen.

Der

Der Herbst rückte heran, und der Marquis brachte — ohne Zweifel auf seines Bruders Anstiften — in Vorschlag, diese Jahrszeit zu Gange zuzubringen. Was wollte die gute Marquise dagegen machen? sie mußte sichs wohl gefallen lassen, obgleich eine gewisse geheime Ahndung ihres Herzens sie schon im Voraus mit Entsetzen vor diesem Aufenthalte erfüllte. Und eben diese Ahndung, so unbegreiflich sie ihr auch war, bestimmte sie doch zu dem Entschluß, vor der Abreise noch ihr Testament zu machen.

Es geschah: Blos ihre Mutter setzte sie zur Erbin ein. Aber die Bedingung machte sie ihr doch dabey, daß sie ihr Vermögen künftig entweder ihrem Sohn, der sechs Jahr oder ihrer Tochter, die fünf Jahr alt war, unter welchen beyden sie die Wahl habe, wieder vermachen solle. Eine Art von Testament, die in Frankreich nicht ungewöhnlich ist! man nennt hier einen dergleichen Erben den fiduciarischen.

Niemand erfuhr zwar den Innhalt dieses Testaments zum voraus; aber vor der Obrigkeit zu Avignon und vor mehreren Standespersonen legte doch die Marquise eine gewisse Erklärung nieder, des Innhalts, daß, im Fall sie stürbe, und sich nach ihrem Tode ein neueres Testament fände, sie solches auf alle Fälle förmlich verwürfe. Ihr Wille wäre es ausdrücklich, daß man nur das Gegenwärtige befolge, und nur dieses nach ihrem Tode fest halte.

Wer sieht nicht hieraus, daß sie ihrem Gemahl eben so wenig traute, als wie sehr sie gegen ihn aufgebracht war? — Am meisten aber bewogen sie die Erfahrungen, die sie von der schlechten Denkart des Abbe's gemacht hatte, zu diesem Entschluß.

Auch theilte sie vor ihrer Abreise noch viel Geld in die Klöster, besonders unter die Franziskaner aus, um ihr nach ihrem Tode, die Seelenmessen zu lesen. Und als sie diese Ordensgeistlichen um ihr Gebet für sie ersuchte, so that sie solches in

so

so ernstlichem beweglichem Tone, als ob sie alle Stunden ihr Lebensende erwarte.

Eben so betrug sie sich auch beym Abschiede von ihren Freunden, und Freundinnen. Mit so vieler Wärme und Zärtlichkeit drückte sie sich aus, und so viel Thränen vergoß sie dabey, als ob sie sich auf ewig von ihnen trennen wollte. Jedermann wurde davon gerührt; und Thränen der Theilnahme floßen ihr aus aller Augen zu. Wie den tiefsten Trauerfall betrachteten ihre Verwandten und Freunde diese Trennung.

Merkwürdige Vorboten pflegen oft großen Unglücksfällen zum voraus zu gehen. Sey es nun Wahrheit, oder bloß schwankende Sage! kurz, die Geschichte ist voll von dergleichen Anecdoten. Wenigstens scheint es, als ob der Mensch, welchem gewisse Vorbedeutungen etwas außerordentliches verkündigen, oft selbst nicht die Macht mehr habe, seinem Schicksale auszuweichen. Ja, nicht selten beugt er willig schon seinen Nacken unter das ihm von weitem erst drohende Schwerdt.

So

So ahndete auch unsere Marquise ihr trauriges Schicksal, und doch gieng sie ohne Widerrede mit nach Gange. Nicht wenig wurde sie überrascht, als sie bey ihrer Ankunft daselbst, die Mutter ihres Gemahls schon gegenwärtig fand, und von ihr mit den Aeußerungen besonderer Achtung und Liebe empfangen ward. Eigentlich wohnte Frau von Gange zwar zu Montpellier. Izt aber war sie dem Angeben nach hierhergekommen, um ihre Kinder einmal zu sehnen. Uebrigens hatte und verdiente sie den Ruhm einer Dame von seltenen Verdiensten.

Auch sonst schien hier im Anfange gleichsam eine neue Sonne des Glücks über unsere Heldin, aufzugehen. Ordentlich um die Wette beeiferten sich ihr Gemahl, der Abbe und der Ritter, ihr die Ankunft zu Gange auf alle mögliche Weise zu versüßen. Es schien, als ob sie recht darauf studirt hätten, ihr all' den Kummer, den sie zu Avignon hatte leiden müssen, durch die ausgesuchtesten Vergnügungen zu verscheuchen. Da hörte man nichts, als die einschmeichelndsten Freundschaftsversicherun-

gen, sahe nichts als Beweise der zuvorkommendsten Achtung! alles bot man auf, um sich ihr gefällig zu erweisen. Gar nicht die vorigen Menschen schienen die drey Brüder mehr zu seyn; es war, als ob sie sich in die Liebe und Freundschaft selbst verwandelt hätten.

Keineswegs mehr unter dem Karakter eines Verliebten zeigten sich der Marquise die Brüder ihres Gemahls. Wohl wußten sie, wie sehr sie in dieser Gestalt mißfielen. Und so schränkten sie denn ihr Betragen gegen sie bloß auf die Gesetze der Höflichkeit, und Achtung ein. Doch das Gemälde der schändlichsten Heucheley, die Lüge im Kleide der Wahrheit, war im Grunde die Rolle, die sie spielten. Unsere Heldin hingegen, war die Aufrichtigkeit und die Wahrheit selbst: kein zweydeutiges Wort gieng aus ihrem Munde. Und durfte man sich denn wohl darüber wundern, daß sie sich vom Schimmer jener glänzenden Masque täuschen ließ? —

Sie sah die plötzliche Veränderung ihres Schicksals, und — sie erstaunte

zwar

zwar darüber. Aber — aus Gutherzigkeit folgte sie den Lockungen dieses reizenden Anscheins, und — schon fieng sie würklich an zu glauben, daß das Glück statt der bisherigen Dornen, mit Rosen ihre Pfade zu bestreuen beginne.

Doch wie schrecklich wurde sie nur zu bald aus diesem süßen Irrthume gerissen! — Ihre Schwiegermutter kehrte wieder nach Montpellier zurück, und der Marquis reißte in Geschäften nach Avignon. Man glaubt nicht ohne Grund, er sey vor seiner Abreise, noch mit seinen Brüdern über die Marquise zu Rath gegangen, und da hätten sie denn zu dem schauderhaften Trauerspiele, das bald darauf erfolgte, den Plan zusammengeschmiedet.

Allein war nun also unsere unglückliche Heldin mit diesen Bösewichtern von Brüdern, und würklich befand sie sich bey ihnen unter den Händen ihrer abgesagtesten Feinde. Die grausamste Rache hatten sie ihr geschworen, für den Hohn, den sie wegen ihrer von der

Marquise verworfenen Liebe erlitten zu haben glaubten.

Noch aber setzten sie ihr erkünsteltes Betragen gegen sie einige Zeit über fort. Wie in den Schulen der schlauesten Welschen, des Machiavels sogar, ausgelernt, hätten sie den Betrüger den Tartüffe nicht unübertreffbarer spielen können.

Die arme Marquise! — wäre sie von Natur nur selbst ein wenig mißtrauischer gewesen; wie bald hätte sie die Wölfe unter den Schafskleidern entdekken — wie leicht die Heuchler entlarven — wie gewiß überzeugt werden können, daß man ihr doch nur eine Komödie vorspielte? — Aber selbst das Muster der Rechtschaffenheit, glaubte sie das Schauspiel der Natur vor sich zu sehen; einschläfern ließ sie sich von der Masque der Freundschaft und ahndete nur ein redliches Herz unter ihrer Miene.

Nicht so bald bemerkten nun die beyden Brüder den glücklichen Erfolg ihres erheuchelten Betragens gegen die Marquise,

quise, als der Abbe allmählich mit der wahren Absicht desselben hervor rückte, und die Rede auf das von der Marquise errichtete Testament brachte. Wie sehr er die Gabe der Ueberredung in seiner Gewalt hatte, beurtheile man aus folgender Probe:

„Es ist wahr, liebe Schwester!

sagte er unter andern, „Sie haben Ihren freyen Willen, und wer will Ihnen das Recht nehmen, nach Gefallen über Ihr Vermögen zu schalten? aber so viel bleibt doch immer auch gewiß, daß dieses Ihr Testament zwischen Ihnen und Ihrem Gemahl, beständig eine Art von Scheidewand seyn wird. Nie kann eine wahre dauerhafte Vereinigung zwischen Ihnen statt finden, so lange dieß Testament vorhanden ist. Immer wird sich mein Bruder noch vorstellen, daß Sie noch einen heimlichen Groll gegen ihn in Ihrem Herzen nähren. Sein vortreflicher Vorsatz ist es zwar, nur in Friede mit Ihnen zu leben; aber desto nothwendiger dürfte es denn auch wohl seyn, alle nur mögliche

Hindernisse Ihres beyderseitigen Glücks aus dem Wege zu räumen. Könnten Sie sich nun zum Wiederruf jenes Testaments entschließen; wie sehr würden Sie sich dadurch Ihrem Sie wirklich zärtlich liebenden Gemahl verbinden? — er und alle seine Verwandten würden nur leben um Ihnen zu gefallen. Welche Freuden würden davon Ihre Herzen beleben! — keine trübe Wolke würde diesen Himmel der Liebe verfinstern, und unumschränkt würden Sie über die Herzen der ganzen Familie herrschen. Wohlan! folgen Sie meinem Rathe! ich spreche als Freund, als Bruder mit Ihnen. Ihr Glück liegt mir an der Seele, und — welche Wonne für mich, wenn ich es in der engsten Vereinigung mit Ihrem Gemahl völlig wieder herstellen könnte.

So floßen die Worte des Friedens honigsüße von den Lippen des Heuchlers, und würklich bewegten sie das edle Herz unserer Heldin. Da nur Güte der Hauptzug ihres Karakters war, so widerrufte sie in der That ihr Testament und errichtete ein anderes, zum Vortheil ihres Gemahls.

Ohne Zweifelt hielt der Abbe die Wiederaufhebung derjenigen Erklärung, welche die Marquise bey der Obrigkeit zu Avignon niedergelegt hatte, zur Gültigkeit dieses neuerlichen Testaments für eben so nöthig nicht: denn sonst würde er unfehlbar auch darauf bestanden haben. Vielmehr glaubte er, daß nichts an der gehörigen Formalität dieser Handlung mehr ermangele, und er schmeichelte sich nun, das große Werk, als den Preiß aller seiner Heucheleyen glücklich zu Stande gebracht zu haben. Nichts war ihm mehr übrig, als die Ausführung des gräßlichen Trauerspiels, dessen Plan schon in ihm zur Reife gediehen war. Zur Entwickelung desselben macht' er also nun seine Anstalten. Er stimmte den Ritter ganz in den Ton seiner eigenen Grausamkeit vollends um, und verdrängte, um die Unschuld seinen niederträchtigen Leidenschaften zu opfern, alle Gefühle der Menschheit und Natur, aus seinem und seines Bruders Herzen.

Bald zeigte sich eine erwünschte Gelegenheit zur Ausführung dieses unmenschlichen

lichen Plans. Die beyden Brüder brachten in Erfahrung, daß die Marquise einen gewissen Tag bestimmt habe, wo sie eine Laxanz einnehmen wollte. Es war der siebenzehte May im Jahr 1667. Sie beorderte den Leibarzt ihres Gemahls, der zu Gange mit wohnte, ihr den bemeldeten Tag eine hierzü dienliche Arzney zu recht zu machen. Man brachte sie ihr zur gesetzten Zeit, aber der Trank kam ihr so schwarz, und dicke vor, daß sie sich scheute, ihn einzünehmen. Sie bediente sich also gewisser Laxierpillen, die sie gewohnt war, und die sie zu dem Ende immer vorräthig hatte.

Man muthmaaßet nicht ohne Grund, daß der Abbe, und der Ritter jene Arzeney vergiftet hatten. Da sie es aber doch nicht sogleich wußten, daß die Marquise etwas anderes eingenommen hatte, so ließen sie diesen Morgen wohl zwey bis dreymal nach ihrem Befinden fragen. Mit Ungeduld sahen sie den traurigen Wirkungen ihrer boshaften That entgegen; mit äußerster Verwunderung aber erfuh-

ren sie, daß sich die Marquise so wohl als möglich befände.

Nachdem sie nun endlich von ihrem Irrthume völlig überzeugt wurden; so faßten sie den grausamen Entschluß ihre Schandthat zu vollenden, es möge auch kosten, was es wolle.

Aus Besorgniß für ihre Gesundheit blieb die Marquise zu Bette, doch ließ sie zum Zeitvertreib den Vormittag über, einige Frauenzimmer von ihrer Bekanntschaft zu sich rufen. Sie trafen unsre Heldin so aufgeräumt an, als man sie fast noch nie gesehen hatte. Auch der Abbe und der Ritter fanden sich bey ihr ein. Die ganze weibliche Gesellschaft war vergnügt. Nur diese beyden Männer konnten ihre äußerste Zerstreuung nicht bergen. Beschäftiget mit der Berathschlagung über ein wichtiges Vorhaben schienen sie schlechterdings nicht zur Gesellschaft aufgelegt zu seyn.

So gar die Marquise machte ihnen jedoch nur in ihrem gewonhten artigen Tone,

Vorwürfe darüber. Der Ritter saß ihr zu Füßen am Bette; er schien wie aus einem tiefen Traume zu erwachen, und er suchte seine Zerstreuung unter einigen kleinen Neckereyen an der Marquise zu verbergen; der Abbe aber besaß Gegenwart des Geistes genug, um doch noch etwas angenehmes sagen zu können, ob er gleich seinen Geist erst von weiten Ausschweifungen zurückrufen mußte.

Inzwischen entgieng doch ihr gezwungenes Betragen der Gesellschaft so wenig als der Marquise selbst. Jedermann machte die Bemerkung, daß sie etwas außerordentliches vorhaben müßten. Man setzte dem Frauenzimmer ein Frühstück auf; und mit gutem Beyspiele gieng die Marquise der Gesellschaft durch ihren vortreflichen Appetit vor. Der Abbe aber, und und der Ritter rührten auch den Bissen nicht an. Endlich beurlaubten sich die Damens wieder. Der Abbe begleitete sie bis an das Thor, und der Ritter blieb allein bey der Marquise zurück. Noch saß er da wie im Taumel vom Nachdenken vertieft; den Grund davon aber konnte die ehrliche

Mar-

Marquise auch nicht errathen. Und indem sie nach der Entzifferung desselben strebte, lößte sich das Räthsel vor ihren Augen auf.

Sie sah den Abbe wieder in ihr Zimmer zurückkommen. Man denke sich mit welchem Erstaunen! — denn in der einen Hand hielt er ein Pistol, und in der andern ein Glas, das mit einer schwarzen trüben und zähen Mixtur, angefüllt war. Heftige Wuth blizte ihm aus den Augen; durchaus zerrissen war seine Physiognomie, und alle seine Züge karakterisirten den Tumult der Leidenschaften, worunter seine Seele arbeitete. — Nachher hat die Marquise versichert, es hätte ihr geschienen, als ob alle seine Haare sich empor börsteten — nie habe sie etwas abscheulicheres gesehen, — und so fürchterlich man sich auch immer den Begriff von der Wuth des höllischen Geistes machen möge, so glaube sie doch, daß dieser noch der Figur das, wie von allen Furien beseelten Abbe's nachstehen müße: denn so etwas gehe über alle menschliche Begriffe.

Er schloß die Thür hinter sich zu, und begann sich nun der Marquise zu nähern.

Zittern und Entsetzen überfiel sie: denn sie ahndete bereits ihr schreckliches Schicksal. Als er ihrem Bette nahe kam, stand er einige Minuten still, mit fürchterlich auf sie hingeworfenen Blicken. Gleichsam zur Verkündigung all der Schrecknisse, die er ihr bereitete, schien er erst diese stumme Scene voraus zu schicken. Erstarren wollt' er sie gleichsam vor Entsetzen, noch eh' er ihr sein grausames Vorhaben eröfnete.

Eben so von Wuth entglüht war auch das Antliz des Ritters. Mit Entsetzen einflößender Miene verließ er seinen bisherigen Platz, und nahm seinen Degen in die Hand. Das Gemälde der Hölle glaubte die Marquise in diesen beyden Wüthrigen zu sehen. Anfangs schmeichelte sie sich vielleicht damit, als wolle der Ritter seinen Degen zu ihrer Beschützung gegen den Abbe brauchen; doch seine fürchterlich drohenden Blicke brachten sie gar bald von ihrem Irrthume zurück: denn beyder Augen schoßen Feuerstrahlen der Wuth auf sie hin.

Endlich sprach der Abbe — doch ohne seine Stimme sehr zu erheben — und nur in einem festen und bestimmten Ton — indem er zugleich mit überdachter Entschlossenheit

hin

hin vor die Marquise trat — diese schreckbaren Worte.

„Machen Sie sich zum Tode bereit, Madam! — Kugel, oder Degen, oder Gift — was Sie wollen — macht Ihrem Leben ein Ende. Sie haben die Wahl! — denn sterben müssen Sie. Das ist beschlossen.“

Leicht zu begreifen ist das Entsetzen der vortreflichen Dame; doch behielt sie Muth genug zu antworten?

„Sterben soll ich? — Welches Verbrechen macht mich denn des Todes schuldig?

„Darnach zu fragen,

versetzte der Abbe, „steht Ihnen nicht zu, Kurz, es ist Ihre Bestimmung.

„Sie wollen also bloß meinen Tod!

erwiederte sie mit Thränen, „Sie kündigen mir dieß harte Urtheil, an und wollen es auch gleich selbst vollstrecken! grausamer Mann, womit habe ich diese unmenschliche Rache an Ihnen verdient?

Daß

Daß mit Bitten bey dem hartherzigen Abbe nichts auszurichten war, sahe sie wohl. Beym Ritter aber glaubte sie doch noch menschlichere Empfindungen zu finden; ihm traute sie doch kein solches Tigerherz zu, wie jenem. In Hofnung also, ihn zum Mitleiden vielleicht zu bewegen, hob sie ihr schönes Auge zu ihm auf, und sprach in einem Tone, dessen Milde das Herz eines Barbaren würde haben rühren müssen.

„Und auch Sie, mein theurer Bruder, haben mir den Tod geschworen? — ach! — lassen Sie sich doch wenigstens erweichen! schonen Sie meiner! warum wollen Sie so taub gegen mein Flehen seyn? — und, was hab ich Ihnen gethan, das Ihnen den Muth giebt, sich zu meinem Henker aufzuwerfen? —

Er hörte sie an, aber er veränderte keine Miene. Die Marquise fuhr fort:

„Wie viel Proben von meiner Freundschaft hab' ich Ihnen nicht gegeben! und das alles haben Sie vergessen? — giebt

es

es nichts anders in der Welt, das ihren Zorn auf mich stillen könnte? warum bedarf es gerade meines unschuldigen Bluts, zu unserer Versöhnung? —

Aber weit gefehlt, daß sie diesen Unmenschen hätte erweichen können, schien er vielmehr durch ihr Flehen nur heftiger gegen sie aufgebracht zu werden. Wohl sah sie nun in seinen von Wuth entglühten Augen wie im Spiegel seiner Seele, daß ihr der Untergang geschworen war. Und um ihr auch nicht die mindeste Hofnung zur Rettung mehr übrig zu lassen antwortete ihr der Ritter in demselben bestimmten Tone, dessen sich der Abbe schon bedient hatte.

„Hier hilft weiter nichts, Madam! die Sache ist beschlossen. Sagen Sie, was Sie thun wollen! — wo nicht, so werden wir an Ihrer Stelle wählen.

Wenig Beyspiele von so ausgezeichneter Grausamkeit, glaub' ich, wird die Geschichte der gesitteten Menschheit aufzuweisen haben. Das Herz erbebt und die

Na-

Natur schaudert zurück vor einer derglei-chen Scene. — Mir ist's unbegreiflich, wie ein Herz, das Anfangs von den Reizen eines schönen Frauenzimmers so heftig gerührt war, doch nun mit Aufopferung aller menschlichen Empfindungen, zu einem so hohen Grade von Härte gegen dasselbe Frauenzimmer gelangen konnte. Es fehlt nicht an Beyspielen von der Macht der weiblichen Schönheit über die Wuth der wildesten Barbaren. Hier aber vermochte sie auch nicht einmal eine menschliche Empfindung hervor zu bringen.

Doch noch verlor unsre Heldin ihren Muth und ihre Besonnenheit nicht. Mit edler Verachtung wandte sie ihre Augen von ihren Feinden ab, hob sie gen Himmel empor, und sprach mit gefaltenen Händen diese merkwürdige Worte:

„Allwissender! und Allgerechter! du bist Zeuge dieser entsetzlichen Treulosigkeit. So sey denn auch mein Rächer! laß ungeahndet mein unschuldiges Blut nicht vergießen! —

Darauf streckte sie ihre schöne Hand nach dem Giftglase aus, der Abbe überreichte es ihr, und hielt ihr zugleich das Pistol vor die Brust; der Ritter aber setzte ihr die Spitze seines Degens auf den Leib.

Sie trank zwar den Gift, aber die Schweißtropfen auf ihrer Stirne waren Zeugen, daß sie es, ihrer Standhaftigkeit ungeachtet, doch nicht ohne große Beängstigung that. Im Austrinken fielen von dem Bodensatze im Glase noch einige Tropfen auf ihren Busen, und man stelle sich die Schärfe des Gift vor — diese Tropfen beizten wie Scheidewasser durch, und ließen schwarze unauslöschliche Flekken auf der Haut zurück. Auch auf ihren Lippen sah man dieselbe Merkmale.

Aus Arsenik, und in scharfen gebrannten Wassern aufgelößtem Sublimat bestand dieser tödtliche Trank. Der Ritter wurde gewahr, daß die Marquise beym Austrinken noch etwas von dem dicksten Bodensatze im Glase gelassen hatte; und so weit gieng nun seine Mordsucht, daß er diesen Giftrest mit einer kleinen silbernen

Haarnadel an den Rand des Glases zusammenscharrte, und es hernach der Marquise noch einmal mit den Worten hinreichte:

Frisch, Madam! auch die Neige muß heraus.

Es entfuhr ihm hierbey noch einer jener unartigen Ausdrücke, die nicht häßlicher klingen als in dem Munde eines von Zorn beseelten Menschen. Inzwischen nahm die Marquise zwar den Rest des Gifts, aber sie schlang ihn nicht hinunter, sondern behielt ihn bloß im Munde, und spuckte ihn hernach weg.

Und nun — schien endlich doch auch ihre Standhaftigkeit zu wanken; wie von Verzweiflung ergriffen sank sie auf ihr Hauptkissen zurück, und brach in eine Thränenfluth aus. Schon fürchtete sie vielleicht das Ende ihres Lebens sich herannahen, und unter dieser Vorstellung, sprach sie denn zu ihren Henkern:

Ihr habt nun eure Mordsucht befriediget! mein Leben eilt dahin. Aber um

Got-

Gottes Barmherzigkeit willen — treibt eure Barbarey nicht so weit, auch meine Seele zu tödten. Laß mir nur wenigstens einen Geistlichen kommen, daß ich doch als eine Christin sterben kann, und nicht ganz der Verzweiflung zum Raube werde!

Die beyden Mörder eilten also von dannen, und verschlossen die Thür. Den Vikar des Orts aber, der seit 25 Jahren bey der Familie gewesen war, beorderten sie, zur Marquise zu gehen, und sie zum Tode zu bereiten.

Das wunderbarste war, daß diese Dame in ihrer würklich entsetzlichen Lage, doch immer nicht nur ihre völlige Besonnenheit, sondern auch noch eine gewisse Gegenwart des Geistes behielt, die ihrem Geschlecht sonst nur selten eigen ist. Kaum war sie also allein, so gerieth sie auf den Einfall zu entfliehen, und sogleich machte sie auch den Versuch dazu. In der Eil, warf sie daher, da sie sich nur noch im Hemde befand, einen taffetnen Rock um sich, und gewann ein Fenster, das in den Vorhof des Schlosses gieng. Von hier

aus sprang sie ohne Verzug eine Höhe von 22 Fuß hinab. Allein sie nahm sich doch so wenig in Acht, daß sie unfehlbar auf den Kopf gefallen seyn, und sich solchen zerschmettert haben würde, wäre nicht in dem Augenblick, als sie den Sprung thun wollte, eben der Geistliche ins Zimmer getreten. Dieser bekam sie nun eben noch am Rande ihres Rocks zu fassen, und dieß gab denn ihrem Körper eine so glückliche Wendung, daß sie nur auf die Füße zu fallen kam. Der Boden, worauf sie fiel, war hart, uneben und mit Steinen gepflastert. Dennoch aber litt sie weiter keinen Schaden dabey, als daß ihre nackende Füße blutrünstig wurden. Ihr Rock aber, den der Geistliche am Rande fest hielt, zerriß von der Schwere ihres Körpers im Fallen, so, daß der Vikar nur noch ein Stück davon in Händen behielt.

Dieser Priester war eine Kreatur vom Abbe, und vom Ritter; er wußte von dem Complott gegen das Leben der Marquise. Um also doch auch etwas bey der Sache zu thun, warf er ihr sogleich ein

gros-

großes Gefäß mit Wasser, das im nächsten Fenster stand, hinten nach, in Hofnung, daß ihr solches auf den Kopf fallen, und sie vollends zu Boden schmettern würde. Und — beynahe hätte er auch seine mörderische Absicht erreichet: denn kaum einer Handbreit fiel das Gefäß neben der unglücklichen Marquise nieder.

Aber noch rettete sie die Hand der Vorsehung, und kaum befand sie sich wieder auf den Beinen, so steckte sie sich sogleich, so tief sie nur konnte, das Ende ihres Haarzopfes in den Hals, um sich dadurch zum Erbrechen zu reizen. Weil sie viel gegessen hatte, so gelang ihr auch dieses Mittel ohne große Schwierigkeit. Ein Schwein, das bald darauf von ungefähr dahin kam, ließ sich gelüsten von dem, was die Marquise von sich gegeben hatte, zu fressen; es kostete ihm aber in einigen Minuten das Leben.

Nachdem sie sich nun auf diese Weise ein wenig Luft gemacht hatte, versuchte sie, ihre Flucht vollends zu verfolgen. Aber allenthalben fand sie zu ihrem Erstaunen

den Hof verschloßen. Auf einer Seite desselben waren die Pferdeställe, und durch diese glaubte sie nun irgend noch eine Oefnung zum Entfliehen zu finden. Doch auch das war vergebens: denn auch die Ställe waren verschlossen. Der ganze Vortheil ihrer Flucht aus dem Zimmer bestand also darinnen, daß sie aus einem engen, in ein weiteres Gefängniß gekommen war.

Glücklicher Weise wurde sie endlich noch einen Stallknecht gewahr, der aus einem Stallfenster heraussah. —

„O, lieber Freund!

rief sie ihm zu, „wenn du ein Mensch bist, so erbarme dich meiner! und rette mir das Leben! ich bin vergiftet! — mache mir nur den Stall auf! vielleicht kann ich noch Hülfe finden! —

Aus Kraftlosigkeit sank sie unter diesen Worten wieder zu Boden, und vermocht es nicht, sich von dannen zu bewegen. Der Stallknecht erkannte seine Gebieterin, und eilte was er konnte, zu ihrer Hülfe herbey. Er faßte sie auf seine

Arme

Arme, und trug sie, durch einen der Pferdeställe, auf die freye Straße, wo er sie einigen Weibspersonen, die von ungefähr dazukamen, übergab, um auf ihr Bitten schleunigst einige ihrer Freunde herbeyzurufen.

Mittlerweile hinterbrachte der verrätherische Geistliche dem Abbe und dem Ritter alles, was vorgefallen war. Unvollendet wollten nun diese ihr Werk nicht liegen lassen. Indem also die unglückliche Dame sich hier und da nach einem Zufluchtsort vor ihren Henkern umsah, waren sie ihr schon wieder auf dem Halse. Sie verfolgten sie als eine Rasende, und sprengten mit großem Geschrey aus, sie hätte bey einer Mutterbeschwerung Zufälle von Melancholie bekommen. Wie nun den Pöbel nichts mehr täuscht, als was in die Augen fällt, so war auch jedermann geneigt, diesem boshaften Vorgeben zu glauben, weil sie die Marquise in größter Verwirrung mit zerstreuten Haaren, bloßen Füßen und fast im Hemde vor sich sahen.

Nahe bey dem Hause eines gewissen Herrn de Prats, das kaum drey hundert Schritte vom Schlosse entfernt lag, ereilte sie der Ritter. Wie eine Furie fiel er über sie her, faßte sie an, schleppte sie mit Gewalt in jenes Haus, und schloß die Thür hinter sich zu. Der Abbe aber stellte sich mit einem Pistol in der Hand vor den Eingang derselben, und drohte jedem, der sich nähern würde, den Tod. „Er würde es nicht leiden — sezte er hinzu — daß seine liebe Schwester in den Ausbrüchen ihrer Melancholie, sich aller Welt zum Gespötte aussetze. Im Grunde aber gieng er, wie man leicht einsiehet, bloß darauf um, ihr alle nur mögliche Hülfe vollends abzuschneiden, damit das Gift, das sie noch bey sich hatte, seine Wirkung thun könne.

Herr de Prats war eben nicht zu Hause; seine Gemahlin aber hatte gerade Gesellschaft von Damens bey sich. So bald diese nun den Lerm im Hause hörten, eilten sie herzu und brachten die elende Marquise in ein Zimmer; der Abbe aber gieng schlechterdings nicht von dannen.

Doch

Doch als die Marquise sich merken ließ, was eigentlich mit ihr vorgegangen war, so steckte ihr Frau von Brünelle, Gemahlin des königlichen Beamten vom Orte, die sich mit zugegen befand, eine Büchse mit einer Art von Theriak zu, das man in dergleichen Fällen zum Gegengift zu brauchen pflegt. Und würklich glückte es der Marquise einige Stückchen davon zu verschlucken, indem der Ritter, der im Zimmer auf- und ab-gieng, ihr einmal den Rücken zukehrte. Eine andere von diesen Damen aber gab ihr ein grosses Glas Wasser, daß sie mit Begierde an den Mund setzte, um die Glut zu löschen, die das Gift und der Theriak in ihrem Körper angezündet hatte. Aber auch hier blieb sich der Ritter in seiner Unmenschlichkeit gleich — er zerschlug das Glas der Marquise unter den Zähnen, und sprach zu den gegenwärtigen Damens: sie würden sich ihm sehr verbinden, wenn sie die Thorheiten der Marquise nicht länger mit ansähen, oder wohl gar ihren Ausschweifungen Vorschub thäten, — er wäre selbst schon Manns genug, für sie zu sorgen, und er würde sie auch gewiß eher

nicht verlassen, als bis sie sich besser befände; sie könnten sich also immer wieder entfernen, und ruhig deswegen seyn.

Es war eine unglückliche Bestimmung für unsre Heldin, daß sie izt den sonderbaren Einfall hatte, noch einmal den Versuch zu machen; ob sie vielleicht das gefühllose Herz des Ritters noch erweichen könne. Und um desto freyer mit ihm sprechen zu können, ersuchte sie die anwesenden Damens selbst sie mit ihm allein zu lassen. Diese thaten ihr denn auch ihren Willen, und begaben sich in ein benachbartes Zimmer.

Mit großer Bewegung, und in Thränen schwimmend warf sich nun die arme gemißhandelte Dame zu den Füßen ihres unmenschlichen Verfolgers, und brach in folgende erschütternde Worte aus:

„Ach mein Bruder! ist's Ihnen denn gar nicht möglich, mein Todesurtheil zu widerrufen? kann ich denn auch keinen Funken von Mitleiden, von Erbarmen in Ihnen rege machen? — Sehen Sie mich nur

nur bloß für eine fremde Person an, die Sie in ihrer Angst, in ihrer Verzweiflung, um Hülfe anflehet! — wollten Sie mir denn wohl die Empfindungen der Menschlichkeit versagen, die Ihnen jede Unglückliche abzwingen würde? — um alles, was heilig ist, beschwöre ich Sie, — erbarmen Sie sich meiner! ich will alle die Mißhandlungen vergessen, die ich habe erdulden müßen; wie Sie wollen, daß ich mich vor der Welt dabey betragen soll, das will ich thun. Hab' ich Ihnen das Geringste zu Leide gethan, so unterwerfe ich mich der strengsten Ahndung. Nur um mein Leben bitte ich lieber Bruder! um Gottes Barmherzigkeit willen — stürzen Sie mich nicht wie eine Missethäterin ins Grab hin! —

Welches Unmenschen Herz, hätt' eine so rührende Sprache nicht wenigstens zur Menschlichkeit bewegen müssen? — wenn Schmerz und Verzweiflung, wie sie sich in allen Gesichtszügen dieser unglücklichen Dame mahlten — wenn die bewunderns-würdigste Schönheit, die doch sonst so viel Gewalt über den Menschen hat —

wenn

wenn alles das, wie ein Pfeil von einem Marmorbusen, vom Herzen abprellt, ohne es nur im mindesten zu erschüttern; so ist dieser Hartherzige kein Mensch mehr so ist er ein Ungeheuer, das die Schöpfung schändet und von der Erde vertilgt zu werden verdient. Und — so ein Ungeheuer war der blutdürstige Ritter de Gange. Nicht nur unbewegt konnt' er das Flehen der unschuldigen Marquise mit anhören, sondern er wurde auch dadurch noch vielmehr in seiner Grausamkeit verhärtet.

Zittre Mensch, vor der That eines Mannes, der dein Ebenbild, — der Gottes Ebenbild trug! — er nahm seinen Degen, der kurz und wie ein Dolch zu brauchen war, und — ohne der Flehenden nur ein Wort zu antworten — gab er ihr damit zwey Stöße in die Brust, daß ihr Blut in die Höhe spritzte, und sie — hin vor seine Füße zu Boden sank. Doch — noch einmal rafte sie sich auf, schrie um Hülfe, und floh nach der Thür zu; der Ritter aber versetzte ihr noch fünf Stöße mit dem Degen von hinten,

ten, zerbrach sein Mordgewehr, und ließ das abgebrochene Stück in ihrer Schulter stecken. —

So weit können Ausbrüche rasender Leidenschaften den Menschen führen! — verlöscht ist dann das Licht seiner Vernunft — verloren der Gebrauch seiner Sinne — hin die Würde der Menschheit; — er wird zum Thier — zum niedrigsten Wesen der Schöpfung. — Kann man wohl den Menschen in einer entehrendern Gestalt sehen? — oder ist dann nicht vielmehr sein Wesen ganz von den Stürmen der Leidenschaft zertrümmert? —

Nachdem nun der wüthende Ritter diese seine blutdürstige That verübt hatte, eilte er, den Abbe aufzusuchen, der noch immer am Thore Wache hielt.

„Fort, Abbe!

rief er ihm zu, „zur Flucht! es ist alles gethan!

Mittlerweile aber stürzten, auf das Schreyen der Marquise, die anwesenden

den Damens alle zusammen wieder in ihr Zimmer. Und — Gott! wie groß war ihr Entsetzen, als sie die Vortrefliche in ihrem Blute schwimmend auf der Erde liegen sahen! — Da sie sehr schwer Athem holte, so glaubten die Damens, daß sie in lezten Zügen läge; und — in gröster Verzweiflung, waren sie über ihre Unvorsichtigkeit, diesem Unglück nicht zuvor gekommen zu seyn.

Inzwischen glaubten sie doch, daß ihr vielleicht noch zu helfen sey. Sie riefen also nach einem Wundarzte zum Fenster hinaus. Kaum vernahm aber dieß der Abbe, so fürchtete er auch schon wieder Rettung für die unglückliche Marquise. Um ihr nun gleichsam den lezten Rest zu geben, kam er wie eine Furie hinauf in ihr Zimmer, nahte sich ihr mit Zeichen der grösten Entrüstung; und lösete sein Pistol auf sie ab. Doch, dießmal gelang es ihm nicht damit; denn nicht nur das Pistol versagte ihm, sondern Frau von Brünelle war auch so glücklich den Arm des Abbe's auf die Seite zu reissen und so den Schuß von der Marquise abzuwen-

wenden. Jener aber, als er so sein Unternehmen mißlingen sah, schlug heftig mit der Faust diese Dame vor den Kopf, und versuchte mit dem Pistol, wie mit einer Keule, die Marquise vollends darnieder zu schmettern. Doch nunmehr fielen alle die andern anwesenden Damen, wie die Löwen über ihn her, wurden glücklich seiner mächtig, und stürzten ihn zur Thür hinaus auf die Straße.

Im Augenblick aber kamen sie wieder zurück, der Marquise fernere Hülfe zu schaffen. Eine, die in der Chirurgie erfahren war, stillte das Blut, das aus ihren Wunden floß, und zog ihr das, in ihrem Rücken noch steckende Stück Dolch heraus. Welche Schmerzen die arme Marquise dabey ausstehen muste, kann man leicht daraus beurtheilen, daß jene Dame um den Dolch heraus zu bringen, so gar ihre Kniee an den verwundeten Rücken der Marquise stemmen, und so ihre ganze Gewalt dazu anwenden mußte. Man untersuchte sodann die Wunden mit aller Sorgfalt, verband sie, und fand daß sie doch noch nicht völlig tödtlich waren:

denn

denn in der Hitze, und Uebereilung hatte der Ritter die gefährlichsten Oerter, mit seinen Stichen gerade nicht getroffen.

Inzwischen nuzten die beyden Mörder die allgemeine Verwirrung, und nahmen die Flucht. Zuerst begaben sie sich nach Auberras, einem Landgute des Marquis, das nur eine Meile von Gange entfernt war. Hier verweilten sie einige Stunden, um weitere Maaßregeln zu nehmen. Anfangs machten sie sich selbst Vorwürfe darüber, daß sie ihre Schandthat doch noch unvollendet gelassen hätten, und beynahe hätten sie gar noch den Entschluß gefaßt, wieder umzukehren, und dem Opfer ihrer Wuth vollends den Tod zu geben. Da sie aber bald auch die Gefahr erwogen, der sie entgegen gehen würden, und ihre gefängliche Einziehung leicht zum voraus wissen konnten, so hielten sie es am Ende doch für besser, ihrer wohlverdienten Strafe den Rücken zuzukehren.

Mit gewafneter Hand erschienen nun zwar die Gerichten zu Gange, der Marquise ihren Schutz anzubieten; auch nahm

sie

sie solchen an, und sogleich wurde vor das Haus des Herrn de Prats eine Wache gestellt. Nur gieng es auch hier, wie es leider öfters der Fall ist — die Hülfe kam zu spät.

Bald verbreitete sich nun der Ruf von dieser entsetzlichen Mordthat in der ganzen Provinz. All' der benachbarte Adel kam, der Marquise sein Mitleid zu bezeugen. Die Freyherrn von Semences und von Sinestons waren die ersten darunter. Vom lebhaftesten Gefühl des Schmerzes durchdrungen, weihten sie manche Thräne dem traurigen Schicksale ihrer Freundin.

Der Oberrichter Freyherr von Tressan ließ zwar den Mördern nachsetzen, aber schon hatten sie sich zur See begeben, und flohen mit aufgespannten Seegeln davon. Was aus ihnen wurde, muß uns die Folge lehren. Es ist vielleicht einer der Beweise von dem Daseyn einer andern Welt, daß oft ungestraft dergleichen Bösewichter die gegenwärtige verlassen: denn wie wäre das sonst mit der göttlichen Gerech-

rechtigkeit zu vereinbaren, wenn ihre strafende Hand nicht auch bis in das Herz jener andern Welt reichte? — Aerzte und Wundärzte wurden übrigens von Montpellier herbey geholet, und nichts wurde verabsäumet der Marquise die nöthige Hülfe zu leisten.

Der Marquis ihr Gemahl befand sich eben zu Avignon, als er von dieser Mordthat die erste Nachricht erhielt. Würklich hatte er die Entwickelung jener blutigen Katastrophe, auf diese Art nicht erwartet, ob er gleich über den Untergang seiner Gattin mit seinen Brüdern allerdings einig geworden seyn mochte. Ohne Zweifel hatte er darauf bloß gerechnet, daß schon mit dem Gift ihre Absicht erreicht werden würde. Aeußerst erschrocken stellte er sich also darüber an, und brach in die heftigsten Verwünschungen seiner Brüder deswegen aus; Rache und Tod schwor er ihnen; kurz, er spielte auf das meisterhafteste seine Rolle. —

Anstatt aber seiner Gemahlin zu Hülfe, gleichsam mit der Eile des Windes, nach

nach Gange zu fliehen, wie jeder andre Mann, der seine Frau liebt, gethan haben würde, zögerte er vielmehr mit seiner Abreise bis den andern Tag nach Mittag. Sonderbar war es auch, daß, ob er gleich zu Avignon mit einigen seiner genauesten Freunde zusammenkam, er doch das traurige Schicksal seiner Gemahlin mit keiner Sylbe gegen sie erwähnte. Vermuthlich traute er sich aber selbst nicht, und ohne Zweifel fürchtete er seinen Antheil an dieser Mordthat zu verrathen, wenn er nicht ganz davon schwiege: denn wer könnte denn sonst — gerührt von irgend einem unglücklichen Vorfall — so, wie er, die Ausdrücke seines Schmerzes darüber zurückhalten? — wer würde sonst nicht jedermann seinen Unfall klagen, und seine Thränen am Busen eines Freundes ausweinen? —

Izt langt' er nun endlich zu Gange an. Auf sein Verlangen meldete ihn ein Geistlicher bey seiner hart darnieder liegenden Gattin. Und — welche himmlische Güte! — mit allen Merkmalen der Zärtlichkeit — als ob er der beste der Männer

gewesen wäre, nahm sie ihn auf. Nur einige kleine Vorwürfe machte sie ihm darüber, daß er so lange außen geblieben sey.

In der That war diese Aufnahme ihres Mannes von unserer Marquise eine der grösten Selbstverleugnungen: denn der Verdacht seiner Theilnahme an ihrer Ermordung hatte so viel Wahrscheinlichkeit, daß er selbst dem Parlement zu Toulouse die Augen öfnete. Nach einer so schwarzen That, doch nur Güte und Zärtlichkeit in dem Herzen derjenigen Person zu finden, an welcher man sie verübt hat; das hieß wahrhaftig dem Urheber derselben einen Spiegel vorhalten, worinnen er sich in der Gestalt des schwärzesten Bösewichts erblicken mußte. Gott allein sah' es, was indem Herzen des Marquis vorgieng: denn seine Miene hatt' er zu sehr in seiner Gewalt, als daß sie ihn hätte verrathen können. Gleich jenem Athenienser, welchen der empfindlichste Hundebiß in seinen Bauch nicht zum Schreyen bewegen konnte, zerfleischten die grausamsten Gewissensbisse sein Herz, ohne daß er nur den Mund darüber verzog.

Gewiß

Gewiß aber hatte die feine Empfindung seiner gemißhandelten Gemahlin nicht ihres gleichen. Da sie befürchtete, daß sie sich vielleicht, bey dem Vorwurfe, als ob er sie ihrem traurigen Schicksale zu überlassen geschienen, ein wenig zu hart ausgedrückt habe; so bat sie ihn deswegen sogar noch um Verzeihung.

„Lieber Marquis!

sagte sie, indem sie mit ungemeiner Zärtlichkeit ihm ihre Hand reichte, „wenn ich dich mit diesem kleinen Vorwurfe beleidiget habe, so rechne mir es nicht so hoch an! Die Empfindung meiner Schmerzen preßte wider meinen Willen, mir diese Worte heraus. Noch hab ich nicht aufgehört, dich hochzuschätzen Vergieb mir! —

Wer mußte nicht die Größe dieser göttlichen Seele anstaunen? — doch — noch nicht genug! — eine neue Kränkung übte ihre Geduld, und zugleich auch die Verstellungskunst ihres Gemahls.

Die außerordentliche Zärtlichkeit der Marquise reizte ihn nämlich zu der Kühnheit, sich solche noch besser zu Nuze zu machen. Er trug ihr also vor, sie möchte doch die Erklärung, die sie zur Befestigung ihres ersten Testaments zu Avignon niedergeleget habe, widerrufen: denn die dortige Obrigkeit habe sich auf sein Ansuchen verweigert, ihr neueres Testament einregistriren zu lassen. Hier aber antwortete sie ihm mit fester Entschlossenheit, sie würd' ihr Testament zu Avignon ganz unangetastet lassen.

Wie unklug — um mich nur eines gelinden Ausdrucks zu bedienen — handelte aber nicht der Marquis daran, seiner Gemahlin eine so schmerzhafte Wunde, als ihr das von ihren Mördern erpreßte Testament zu Gange geschlagen hatte, wieder aufzureißen! — mußte nicht dieß, den ohnehin schon sehr starken Verdacht gegen ihn noch erhöhen? — und würklich mochte dieser Umstand der Marquise nun wohl völlig die Augen geöfnet haben, ob sie sich gleich gegen ihren Gemahl nichts davon merken ließ: denn sie dachte viel zu

zärtlich dazu, als daß sie ihr Betragen gegen ihn hätte ändern sollen.

Immittelst brachte auch er diesen Umstand nie wieder auf die Bahn. Vielmehr fuhr er fort, seiner Gemahlin in dem Hause des Herrn de Prats, wo sie sich noch aufhalten mußte, alle nur mögliche Sorgfalt zu beweisen.

Den Tag nach seiner Ankunft fand sich denn auch der Marquise Mutter, Frau de Roussan, bey ihr ein, und verschiedene vornehme Personen aus Avignon begleiteten sie. Aber wie sehr erstaunte sie darüber, den Marquis bey ihrer Tochter zu finden! — begreifen konnte sie es kaum, wie diese anscheinende Harmonie zwischen ihnen möglich war. Ihn allein hielt sie mit Ueberzeugung für den Urheber dieses abscheulichen Complots, und schwer wurde es ihr, ihn bey ihrer Tochter zu dulden. Ihre ganze Seele bebte vor ihm zurück, und der Abscheu, den sie gegen ihn empfand, erlaubte ihr nicht, länger als drey Tage hier auszuharren. Alles Flehen ihrer Tochter vermochte sie

 nicht

nicht zu einem längern Aufenthalt; zu sehr war ihr Herz zerrissen, als daß sie den Anblick eines Mannes hätte ertragen können, dessen Karakter mit aller seiner Abscheulichkeit, sie auf seiner Stirn zu lesen glaubte.

Nichts übertraf aber die frommen Gesinnungen, welche die edelmüthige Marquise gegen ihre Mörder bezeigte. Von ganzem Herzen wollte sie ihnen verzeihen, sagte sie, und — ihre Rache sey der Religion, die nur Versöhnung gebiete, aufgeopfert.

Noch wünschte sie, vor ihrem Hintritte aus der Welt, das heilige Nachtmal zu genießen. Wie groß aber war ihr Entsetzen, als der nehmliche Priester, welchen ihre Mörder, um sie zum Tode zu bereiten, zu ihr gesandt hatten, izt mit der Hostie in der Hand sich ihr vor Augen stellte! und nun — da ihr Herz nur von Liebe und Ehrfurcht gegen Gott durchdrungen war, mußte noch Mißtrauen, und Furcht vor seinem Diener sich in ihre Andacht mischen — welch' eine

trau-

traurige Lage war dieß für sie! — würklich konnte sie sich auch des Gedankens nicht erwehren, daß man ihr unter diesem ehrwürdigen Sakramente von neuem Gift beybringen möchte, und aus dem Grunde ersuchte sie den Priester, die Hostie mit ihr zu theilen. Doch dießmal war ihre Furcht ungegründet; der Priester nahm selbst die Hälfte davon, und gab ihr sodann die andere. Ehe sie aber das heilige Sakrament noch nahm, erklärte sie nochmals auf das feyerlichste, daß sie von Herzen ihren Feinden und Mördern verzeihe, und rief den Allwissenden zum Zeugen ihrer Empfindungen an.

Wer sie nur sahe, in dieser ihrer Krankheit, fand sie ungleich schöner als man sie jemals gesehen hatte. Man sagte ihr das allgemein. Aber die Gleichgültigkeit, womit sie solches aufnahm, bewieß allerdings die Entfernung ihres Herzens von jener Sucht zu gefallen, die ihr Geschlecht sonst auch dann nicht zu verlassen pflegt, wann nichts reizendes mehr an ihm übrig ist.

Nur dahin gieng noch ihr Hauptaugenmerk, dem Herzen ihres Sohnes die heiligen Empfindungen der Religion und Tugend einzuflößen. Keine Schule hielt sie für geschickter dazu, als das Krankenbette einer Mutter, die an den Pforten des Todes steht. Hier sah' er sie selbst in der nakkenden Gestalt der Wahrheit; mütterliche Zärtlichkeit vereinigte sich mit dem Gefühl der Religion, und alles dieß beseelte ihre Worte mit solcher Kraft, daß sie auf das Herz eines Kindes den bleibendsten Eindruck machen mußten, und unter der Erinnerung an die sterbende Mutter nie in seiner Seele verlöschen konnten. Hauptsächlich suchte sie alle Empfindungen der Rache, aus dem Herzen ihres Sohnes zu vertilgen, und immer verwieß sie ihn dießfalls auf die Moral der Religion, die nur dem höchsten Wesen die Vergeltung überläßt.

Bald schickte nun das Parlament zu Toulouse den Parlamentsrath Herrn von Catelan, als Kommissair nach Gange, um die Sache gerichtlich zu untersuchen, und die Marquise zu verneh-

men.

men. Als er zu ihr kam, mußte jedermann Abtritt nehmen, und ihn mit ihr allein lassen, um desto offener mit ihr sprechen zu können. Aus religiöser Empfindung wollte sie nun von keiner Ahndung etwas hören; Herr von Catelan hatte also wirklich viel Mühe, sie zu überzeugen, daß die menschliche Gerechtigkeit dieses ungeheure Verbrechen nicht ungerochen hingehen lassen dürfe. Sonst aber bezeigte sie viel Widerwillen gegen den Ort ihres itzigen Aufenthalts, und wünschte wo anders hingebracht zu werden. Hier — sagte sie — schwebten ihr beständig die Bilder der erlittenen Mißhandlungen vor Augen, und unaufhörlich werde sie von furchtbaren Vorstellungen der Seele gequält. Man suchte sie durch das Versprechen, daß ihr Wunsch, so bald es ihre Krankheit zuließe, erfüllet werden sollte, zu beruhigen; aber — ihre völlige Erlösung war ohnedem nicht mehr fern.

Die Verletzungen ihres Körpers fiengen an, weiter um sich zu greifen — das Uebel verdoppelte sich — und sie brachte

die

die folgende Nacht unter den fürchterlichsten Schmerzen zu. Endlich vermochte sie der Zerstörung länger nicht zu widerstehen, und des folgenden Tages, um vier Uhr nach Mittag, verließ ihre Seele die Hülle des Körpers, die auch im Tode noch ein Muster der Schönheit war. In Thränen zerflossen alle die, welche ihr Lebensende mit ansahen, und lange nachher konnten sie ohne Erschütterung ihrer Herzen, nicht wieder an jenes rührende Schauspiel denken. —

So starb denn diese berühmte Marquise de Gange — an Tugend, und Schönheit, eines jener Wunderwerke ihres Geschlechts, welche die Natur nur selten, und dann auch nur darum hervor zu bringen pflegt, um zugleich Erstaunen zu erregen, zu rühren und zu erschüttern. Warum war sie aber mit diesen, aller Herzen an sich fesselnden Eigenschaften, zu einem so traurigen Opfer zweyer elender Mörder bestimmt? — ihre Geschichte gehöret zu jenen Vernachläßigungen einer schlafenden Gottheit der Heiden. Wir Christen aber durchschauen die Zukunft, und er-

erblicken erst in jener Welt die Ausgleichung dessen, was in dieser Verwirrung scheint. Der Bösewicht, der hier die Tugend mit Füßen tritt, muß eben so gewiß dort der Gegenstand göttlicher Rache werden, als der Tugendhafte, der hier zertrümmert ward, in der Ewigkeit die Belohnung seiner Leiden noch erwarten kann.

Sofort nach diesem Todesfall kündigte auch der Herr von Catelan dem Marquis de Gange Arrest an, und in seinem Schlosse nahm man ihn gefangen. Er stellte sich sehr bereitwillig gegen diese Verfügung an, und rief selbst das Parlament zur Verfolgung der Mörder seiner Gemahlin auf. Alles wurde inzwischen bey ihm versiegelt, ihn selbst aber brachte man nach Montpellier ins Gefängniß. Es war schon tief in der Nacht, als er dort anlangte; aber dennoch war die ganze Stadt wie erleuchtet; alle Fenster waren voll Menschen, auf den Gassen hatte sich der Pöbel zusammen gerottet; mit Schmähworten und Beschimpfungen überhäufte man ihn, und bis ins Gefängniß begleitete ihn

diese Rotte unter den abscheulichsten Verwünschungen.

Wer nur zum andern Geschlecht in Montpellier und in Avignon gehörte, schien den Unfall der Marquise de Gange wie ihr eigenes Schicksal anzusehen; überall trauerte man um sie, und allgemeines Jammern über ihren Tod herrschte in allen Familien. Jedermann — hieß es — sey an diese unglückliche Dame gefesselt — nicht nur durch die Bande der Menschheit, sondern vielmehr durch die engste Verwandschaft, und ihr Tod — sagte man — verdiene als ein Unglück für jede einzelne Familie gerochen zu werden.

Ihr Körper wurde geöfnet und man fand die Ursache ihres Todes nicht sowohl in ihren Wunden, als vielmehr in den Würkungen des Gifts, das ihre Eingeweide verbrannt, und ihr Gehirn vertrocknet hatte. Und welche eisenfeste Natur mußte sie nicht gehabt haben, da sie ganzer neunzehn Tage einem so heftigen Gifte hatte widerstehen können? — neben ihrer außerordentlichen Schönheit gab ihr

der Schöpfer also auch Gesundheit und Kraft, sie lange zu erhalten; auf viele Jahre schien dieß reizende Schauspiel der Welt bestimmt zu seyn, und — welch' ein Schicksal! — in einigen Stunden durften zwey elende Schurken es vernichten. —

Frau von Roussan ihre Mutter nahm sogleich Besitz von dem gesammten Vermögen dieser ihrer unglücklichen Tochter. Den Marquis aber — dieß schwor sie ihm — diesen unwürdigen Gemahl einer Heiligen, würde sie bis an seinen Tod verfolgen, und — nicht eher würde sie ihr Haupt sanft legen, bis das Schicksal ihres Kindes gerochen sey. Sie gab also eine überaus bittere Klagschrift, bey dem Parlement zu Toulouse, wider ihn ein, hierinn erklärte sie ihn geradezu für den Urheber jener schwarzen That, und führte alle Anzeichen davon auf das genaueste aus. Von der Gerechtigkeit des Königs aber forderte sie seinen Tod, zur Befolgung der Gesetze der Natur und zu Tilgung der Blutschuld, womit er das ganze Land beflecket habe. —

Zweymal vernahm der Herr von Catelan den Marquis, und zwölf Studen hintereinander währte das zweyte Verhör. Hierauf setzte man ihn in das Parlementsgefängniß zu Toulouse, und verfolgte den Prozeß gegen ihn mit der grösten Genauigkeit, und Strenge.

Aber was halfen alle die ungeheuren Beschuldigungen, die man wider ihn aufthürmte? er leugnete alles ab, wollte nichts von der Ermordung seiner Gemahlin gewußt haben, und gab eine nur ganz kurze Vertheidigungsschrift, ungefähr folgenden Innhalts für sich ein:

„Seine Schuld sey es nicht, daß ihn das Unglück mit zwey Brüdern gestraft habe, die seiner von ihm sehr zärtlich geliebten Gemahlin, nach dem Leben getrachtet hätten; traurig genug für ihn sey die würkliche Ausführung dieses Anschlags abgelaufen, und sein Unglück erreiche dadurch den höchsten Gipfel, daß man ihn so gar als den Urheber eines Verbrechens angeklagt habe, wovor die Natur erzittere, und er selbst zurückbebe. Zu

sehr aber wäre seine Unschuld dabey gekränkt, und zu tief darnieder gedrückt, als daß sie noch Kraft genug sich zu vertheidigen haben sollte: alles, was man gegen ihn vorgebracht habe, wären Verläumdungen, und unerwiesene Beschuldigungen, und gegen dergleichen unschädliche Waffen bedürfe es keines andern Schutzes, als dieser seiner Unschuld selbst.

Und würklich hatte er damit so unrecht nicht: denn alle Anzeichen seiner vorgeblichen Theilnahme an dem Morde seiner Gemahlin waren eigentlich doch nur auf Möglichkeiten gegründet. „Es könne seyn — könne vielleicht aber auch nicht seyn„ sagten alle Zeugen aus: keiner hatte selbst etwas bemerkenswerthes gesehen oder gehört. Und welcher Richter darf wohl das Verdammungsurtheil eines Beschuldigten auf bloße Möglichkeiten bauen? — ist es nicht vielmehr Pflicht für ihn, in zweifelhaften Fällen mehr der Stimme der Unschuld Gehör zu geben als Verbrechen zu bestrafen, wo keine erwiesen sind? wo bliebe die Sicherheit der ersteren, könnte man sie durch bloße Muthmassungen ver-

nichten? Weder mehr Licht noch Stärke giebt ihnen die Menge möglicher Fälle, und können wohl mehrere dunkle und ungewisse Thatsachen klärer beweisen, als eine einzige? —

So mußten allerdings die Richter schließen, als sie das Urtheil über den so hart angeklagten Marquis sprechen sollten. Laut und allgemein schrie zwar die Stimme des Publikums um Rache und Tod. Aber so kurz auch seine kurze Vertheidigung war, so gab sie dennoch seinen Richtern Stoff genug zum Nachdenken, und rieth ihnen behutsam gegen ihn zu verfahren.

Wie schwer mußte es ihnen nicht werden, ein richtiges Urtheil zu sprechen? im Herzen konnten sie wohl von seiner Schuld so gut überzeugt seyn, als die, welche seinen Tod forderten: aber gleichwohl mangelte es ihnen an solchen Beweisen, welche die Gesetze zur Ueberzeugung fordern; was sollten sie thun? — sie unterstanden sich nicht ihm die Todesstrafe zuzusprechen. Das Urtheil, das am 21ten

Au-

August 1667. bekannt gemacht wurde, war dieses Innhalts:

„Der Abbe und der Ritter de Gange, sollten, sobald man sie habhaft werden, und den Prozeß wider sie formiren könnte, lebendig zum Rade verurtheilt seyn; der Marquis, ihr Bruder aber, würde auf ewig des Landes verwiesen, aller Ehren und Würden entsetzt, und seine Güter fielen dem Könige anheim: der Priester Perette hingegen, solle erst von der Geistlichkeit seines Ordens entnommen, und dann für immer auf die Galeeren geschmiedet werden.“

Niemand war unzufriedner mit diesem Urtheile, als das weibliche Geschlecht. Laut murrte man deswegen gegen die Richter, und allgemein beklagte man sich darüber, daß der Marquis nur allzu gelinde wäre durchgelassen worden.

Inzwischen konnte doch die Sache dadurch nicht geändert werden, sondern das Urtheil wurde zur Execution gebracht.

Der Priester Perette überlebte seine Strafe nicht; er starb, zwar schon eingeschmiedet, doch noch auf der Reise, ehe er auf seiner Galeere ankam.

Der Marquis aber suchte seinen Bruder, den Ritter auf, und begab sich mit ihm nach Venedig. Hier baten sie bey der Republik um Dienste gegen die Türken. Man gewährte sie ihnen, und schickte sie auf die Insel Candia, um welche Venedig damals mit der Pforte im Krieg befangen war. Beyde thaten sich durch ihre Tapferkeit hervor; aber sie wurden auch beyde die Opfer ihres Muths. Eine Bombe zerschmetterte den Ritter bald nach seiner Anstellung, und nur kurze Zeit überlebte ihn der Marquis: denn er wurde mit in eine Miene verschüttet, welche die Türken unter seinen Füßen aufsprengten.

Immer war dieß noch ein zu ruhmvoller Tod für zwey Männer, die mit dem Stempel des ehrlosesten Verbrechens gebrandmarket waren! — ein Tod, welchen selbst der berühmte Marschall von Villars, mit andern Helden der Vorzeit,

zeit, so gar für glückselig hielt. Denn als er auf seinem Sterbelager erfuhr, daß der Marschall von Berwick, in der siegreichen Schlacht bey Philippsburg von einer Canonkugel getödtet worden, rief er mit feyerlicher Bewegung aus: nun! das wahr, der Berwick ist doch von je her ein Schooßkind des Glücks gewesen! —

Doch — laßt uns nun auch noch sehen, was aus dem Abbe de Gange wurde! Er flüchtete sich nach Holland, und kam in das Haus eines gewissen Grafen von der Lippe, der unweit Utrecht ein wichtiges Landgut: besaß und ein sehr reicher Herr war. Der Abbe war mit einem gewissen Edelmann bekannt, der mit jenem Grafen in freundschaftlicher Verbindung stand. Dieser stellte ihn seinem Freunde, unter dem Karacter eines französischen Herrn von ausgezeichneten Verdiensten vor. Der Abbe gab sich einen andern Namen, bekannte sich zur protestantischen Religion, und schlich sich also glücklich unter dieser Masque durch.

Bald erwarben ihm sein ausgebildeter Verstand, und sein feines Betragen die Zuneigung seines Herrn. Der Graf fand einen Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, besonders in den galanten undschönen Wissenschaften in ihm; und dieß bewog denn denselben, ihm die Erziehung seines Sohnes, der ungefehr neun bis zehn Jahr alt war, anzuvertrauen. Und wie glücklich wußte nun der Abbe diesem seinem Amte vorzustehen! — so vortrefliche Grundsätze flößte er seinem Zögling ein, und so viel Fleiß wandte er auf dessen Bildung, daß er würklich einen der vollkommensten Herrn aus ihm machte. Es konnte nicht fehlen, er mußte die Hochachtung des Grafen, seiner Gemahlin und seines ganzen Hauses dadurch gewinnen.

Mit äußerster Sorgfalt verbarg er zwar seinen Stand und seine Geburt; da er aber doch der forschenden Neugierde nicht immer entgehen konnte, so bat er endlich jedermann ihn mit aller Erklärung darüber zu verschonen, weil seine Geburt vielen Dunkelheiten unterworfen sey, und ein gewisser Gram, der sein Herz nage, ihm

ihm sogar verbiete, sich nur selbst daran zu erinnern, geschweige denn öffentlich davon zu reden. Um ihn also nicht weiter damit zu kränken, ließ man ihn nachher in Ruhe.

Mit jedem Tage stieg indessen der Einfluß, den er auf das Herz des Grafen, und seiner Gemahlin, sich zu erwerben gewußt hatte. Am Ende thaten sie fast gar nichts mehr, ohne seinen Rath und seinen Beyfall. So kamen zum Beyspiel auch einst einige französische Refugies nach Biene, so hieß das Landgut des Grafen, um sich hier niederzulassen, und anzubauen. Um Erlaubniß dazu zu erhalten, rieth man ihnen die Vermittelung des Herrn von Martilliere an; denn so nannte sich hier der Abbe. Aber dieser neue Protestant befürchtete hierdurch entdeckt zu werden; und so schlug er denn nicht nur die gesuchte Vermittelung aus, sondern hintertrieb auch wirklich die ganze Sache bey dem Grafen.

Doch — bald führte ihn ein anderer Umstand zur Entdeckung seines ganzen

Geheimnisses. Er ließ sich's nemlich einfallen, sich in ein gewisses junges Frauenzimmer zu verlieben, das mit der Gräfin weitläufig verwandt war, sich bey ihr aufhielt, und von ihr wie ein Kind geliebt und gehalten wurde. Seine glänzenden Eigenschaften erwarben ihm ihre Gegenliebe, und nun machte er sogar den Plan, sie zu heirathen. Die Gräfin aber, so viel Hochachtung sie auch für den Herrn von Martilliere empfand, glaubte doch diese Heirath nicht gestatten zu dürfen.

„Daß er ein rechtschaffener Mann ist,

sagte sie zu ihrer Verwandte, als ihr diese die Sache eröfnete, „und würklich Verdienste hat, leugne ich gar nicht; aber sonst ist er doch würklich so eine Art von Melchisedech, aus dem niemand klug wird. Noch haben wir ja nicht einmal seinen wahren Stand entdecken können, so lange er auch bey uns ist. Ohne Zweifel mag wohl seine Geburt eben nicht weit her seyn. Wer weiß, ob er noch einmal ein Edelmann ist? und so sehr auch sein edles Betragen, und sein vortreflicher Karakter

rakter in die Augen fällt, so darf er dich doch nicht zu einer Mißheirath verleiten. Geht er künftig einmal von uns weg, so werden wir ihm seine Verdienste um unser Haus nach Würden belohnen; aber nie kann ich zugeben, daß unsre Ehre der Preiß seiner Bemühungen werde.

Das Mädchen unterstand sich zwar izt nicht, weitere Vorstellungen dagegen zu thun. Nichts desto weniger aber beharrte sie bey ihrem Entschluße, den Herrn von Martilliere zu heirathen. Sie hinterbrachte ihm die Aeußerungen der Gräfin; er dachte darüber nach, und — er ergriff für einen sonst so klugen Mann, gerade das Mittel, seinen Zweck zu erreichen, das ihn vollends ganz davon entfernen mußte. Thörichter Weise konnt' er sich einbilden, man würde seine Heirath begünstigen, so bald er nur seine hohe Geburt entdeckt haben würde. Die Hochachtung, die er sich zu erwerben gewußt hatte, schmeichelte ihn mit der Hofnung sie würde dem Entsetzen vor seinem Geheimniß völlig die Wage halten.

In diesem unbesonnenen Selbstvertrauen bat er daher um eine geheime Audienz bey der Gräfin, warf sich, so bald er sich allein mit ihr befand, zu ihren Füssen und redete sie also an:

„Gnädige Frau! bis izt schmeichelte ich mir mit der Ehre Ihrer hohen Gnade und Gewogenheit, und würklich hätte ich von Ihnen nicht erwartet, daß Sie meinem Glück so entgegen seyn würden. Das Fräulein von * * * erweißt mir die Ehre, mir ihre Hand geben zu wollen; und — nun, meine gnädige Frau! was hab ich Ihnen gethan, daß Sie ihr Ihre hohe Einwilligung darein versagen? was kann man mir Unrechtes nachsagen, so lange ich die Ehre gehabt habe, in Ihren Diensten zu stehen? —

„Ich und mein Gemahl,

antwortete die Gräfin, „wir sind vollkommen mit Ihnen zufrieden. Aber lassen Sie sich nur selbst Gerechtigkeit wiederfahren, und bitten Sie nicht mehr von uns als Sie dürfen! Erkenntlichkeit haben

ben Sie Recht von uns zu fordern, das ist wahr; nur aber vergessen Sie sich nicht so weit, eine Verbindung zu verlangen, in die wir durchaus nicht willigen können! warum haben Sie uns immer so hartnäckig Ihre Geburt verhehlt? — können wir anders glauben, als daß sie nicht die ehrenvollste seyn könne, weil Sie ein so hartnäckiges Geheimniß daraus machen? —

„O, gnädige Frau,

versetzte er, „meine Geburt macht mich der Ehre, wornach ich strebe, gar nicht unwürdig. Sie werden sogleich davon überzeugt seyn, so bald ich Ihnen sage, daß ich jener unglückliche Abbe von Gange bin, dessen Verbrechen zu bekannt ist, als daß man nicht auch seinen Namen und Stand wissen sollte. Ich habe ernstlich Buße gethan, gnädige Frau, und — ich habe mich gebessert. Seitdem ich die Ehre habe in Ihren Diensten zu stehen, glaube ich durch mein Betragen Gesinnungen gezeigt zu haben, die gerade das Gegentheil von jener schrecklichen That

sind

sind, an welche ich selbst ohne Zittern nicht denken kann. —

Das Entsetzen der Gräfin unterbrach seine Rede. Wie von der Wuth eines tödtenden Ungeheuers bedroht, sprang sie schnell von ihrem Stuhl auf, trat mit Erbeben einige Schritte zurück, und rief mit zitternder Stimme aus:

„Was? — jener abscheuliche Abbe de Gange sind Sie? — der Mann, vor dessen Namen ich schon zurück schaudere? — Gott! welch Ungeheuer hab' ich vor mir? — und wem haben wir die Bildung unseres Kindes anvertraut? — welchem Barbaren? — entsetzlich! —

Der Abbe versuchte sich auf Entschuldigungen und Bitten zu legen, aber vergebens! — sie wieß ihn von sich, ohne nur eine Sylbe weiter von ihm anzuhören, und voller Verzweiflung über seine rasche That verließ er ihr Zimmer.

Eben so dachte auch der Graf von ihm, so bald er das Geheimniß erfuhr. Nur das dringende Bitten seines Sohnes, der ihn liebte, rettete den Abbe noch vom

Ar-

Arreste. Doch — fort mußte er denselben Tag noch, mit dem ausdrücklichen Gebot, nie wieder dem Grafen und seiner Gemahlin unter die Augen zu kommen.

Allemal zitterte die letztere, wenn sie an die Gefahr dachte, welcher sie bey diesem Manne ausgesetzt gewesen zu seyn glaubte. Rein aber waren doch die Lehren, welche der junge Graf von ihm eingesogen hatte, und würklich suchte der Abbe izt mit seinem Beyspiele sie zu bestätigen.

Er begab sich nun nach Amsterdam, und wurde dort französischer Sprachmeister. Seine Geliebte aber folgte ihm nach; er heirathete sie im geheim, und der junge Graf bewieß die Großmuth an ihm, ihn im Anfange mit Geld zu unterstützen. In der Folge aber floß ihm auch das Vermögen seiner Gattin zu, und dann war er in der That weit glücklicher, als er es verdiente. Seine gute Aufführung verhalf ihm zu einer Stelle im protestantischen Consistorium, und er starb endlich zu Amsterdam mit dem Nachruhm eines rechtschaffenen, und edelhandelnden Mannes.

Wer mag es zu ergrübeln suchen, warum die Schandthaten dieses Mannes

nicht schon hier ihre Vergeltung fanden? — wird nicht der Grundsatz, daß es in diesem Leben gar keine Vergeltung gebe, durch sein Beispiel bestätiget? — oder — verdiente er es doch noch, daß ihm die Vorsehung Zeit zur Buße ließ? wer kann das entscheiden? — so viel wissen wir, daß er manchmal einem seiner Freunde, der seine wahre Geschichte wußte, die Gewissensangst klagte, die er oft, und besonders in seinen letzten Tagen zu erdulden hatte. „Oft sähe er izt die unglückliche Marquise de Gange vor sich," sagte er, „in ihrer ganzen Gestalt, und besonders in jener erschütternden Lage, wo er ihr zugleich Pistol, Schwerdt und Gift vorgehalten habe — und dann empfände er die grausamsten Gewissensbisse, und — keine schrecklichere Marter könne man sich denken, als in solchen Stunden die seinige sey.

Zum Schluß dieser merkwürdigen Geschichte, sey es uns erlaubt, noch etwas weniges von den Kindern unserer unglücklichen Heldin zu sagen. Ihre Tochter vermählte sich zum erstenmal mit dem Marquis de Petraud, einem siebenzig-

jäh-

jährigen Greise, der einst ein Liebhaber ihrer Grosmutter gewesen war, und diese, gewisser Umstände halber, nicht hatte heirathen können. Dennoch blieb sie ihm treu, und behauptete den Ruhm einer strengen Tugend. Nach dem Tode dieses ihres Gemahls aber heirathete sie einen gewissen Grafen von * * der zwar ein sehr liebenswürdiger junger Mann war, welchem sie aber doch nicht ganz so treu, als ihrem ersten Gemahl blieb.

Der junge Marquis de Gange wurde Hauptmann bey der Dragonergarde. Er erwarb sich allgemeine Hochachtung bey seinem Dienste, und zeigte in seinen edlen Gesinnungen eine große Unähnlichkeit mit seinem Vater. Bey der Vergleichung mit diesem gewann er um so mehr, je ungerechter überhaupt der Vorwurf ist, den man so oft einem Sohne über die Verbrechen seines Vaters zu machen pflegt.

Folgende Anecdote von ihm mag seinen Ruhm beweisen, den er sich als Menschenfreund erwarb! — Die Verfolgung der Hugonotten gieng damals noch durchs ganze Königreich. Unser junger Marquis wurde mit einem Commando nach Metz ge-

geschickt, die dortigen Hugonotten mit dem Schwerd zu bekehren. Dort verliebte er sich in die sehr schöne Frau eines Goldschmidts, die ebenfalls eine Hugonottin war. Nun hatte diese gute Frau ungemein viel von der Wuth jener bewaffneten Missionairs, die unter dem Befehl des Marquis standen, zu erdulden. Besonders wollte man sie mit Gewalt zwingen, die katholische Messe zu besuchen. Doch alle diese Schmach ertrug sie lieber, als daß sie sich zur Veränderung ihrer Religion hätte entschliessen sollen. Endlich — da sie es gar nicht mehr aushalten konnte — fiel sie auf ein ganz besonderes Mittel, sich vor der Wuth der Soldaten zu retten, und doch dabey ihre Religion zu sichern. Sie verlangte mit dem Hauptmanne zu sprechen. Die Soldaten wagten es nicht, ihr solches abzuschlagen, und sie riefen ihn herbey.

Da sie sich nun allein mit ihm befand, warf sie sich zu seinen Füßen, und sagte:

„Herr Marquis! Sie haben mir immer gesagt, daß Sie mich lieben! izt ist es Zeit, mir Ihre Liebe zu beweisen. Schaffen

fen Sie mir ein Mittel das Königreich zu fliehen, und nehmen Sie sich zur Vergeltung dieses Dienstes den Preiß, den sich Ihre Liebe nur immer wünschen mag! —

Der Marquis erstaunte: denn noch hatte er sie bisher vollkommen tugendhaft gefunden. „Nein, Madam!" antwortete er aber, „das sey fern von mir, Ihre traurige Lage so zu mißbrauchen. Auf den Gipfel meiner Wünsche würden Sie mich freilich erhoben haben, hätten Sie blos meiner Zärtlichkeit das zugestehen können, wozu Sie izt die Verzweiflung treibt. Mich selbst aber würd' ich verabscheuen müssen, wenn ich Ihnen nur um diesen Preiß Ihre Befreyung zugestände. Inzwischen — geholfen soll Ihnen doch auf alle Fälle werden, und keine Vergeltung fordere ich dafür, als das Vergnügen manchmal an Sie denken zu dürfen.

Er hielt Wort: denn ungeachtet der Gefahr, der er sich dadurch aussetzte, verschafft' er ihr doch Gelegenheit, des Nachts aus dem Hause, und aus der Stadt zu entwischen und sich über die Grenze in Sicherheit zu begeben.

Zu bewundern war das Gewissen der Dame, sowohl als die Großmuth ihres Befreyers. Wie sehr war die letztere von jenen Grundsätzen der großen Welt verschieden, die vielleicht seine Tugend verlachte! — was das erstere betrift, so gab der Umstand, daß unsre Dame lieber einen Ehebruch begehen, als ihre Religion verändern wollte, zugleich einen Beweiß ab, wie gut sich das Frauenzimmer aus den mißlichsten Lagen zu ziehen weiß: denn einmal genöthiget sich in Verdammniß zu stürzen, wählte sie doch lieber den angenehmeren Weg dazu. —

Doch — wir schließen hier unsere Erzählung; und hoffen durch dieß Gemälde von den Ausbrüchen menschlicher Leidenschaften, unsere Leser nicht ganz unangenehm unterhalten zu haben.

Th. * * *

II.

Das Portrait.

Ein Lustspiel, in einem Aufzuge.

Personen.

Von Waldkirch.

Amalia, seine Tochter.

Baron Blumenthal.

Hasenwinkel, sein Bedienter.

Laurette, Amaliens Mädchen.

Der Schauplatz ist ein Saal in Waldkirchs Hause mit etlichen Thüren.

Erster Auftritt.

Amalie, imNeglige, Laurette.

Amalie.

(verdrüßlich) Laurette!

Laurette.

Gnädiges Fräulein!

Amalie.

Ich weiß nicht, wie mir ist!

Laurette.

Wahrhaftig ich eben so wenig.

Amalie.

Ließ mir meine Cousine sagen, daß sie mich annehmen wolle?

Laurette.

Sie haben ja selbst mit dem Bedienten gesprochen!

Amalie.

Ach ich werde heute Langeweile haben!

Laurette.

Nun, sonst plagt Sie die doch eben nicht. Denn für ein Frauenzimmer, das Ihren Verstand hat, wissen Sie Ihre Zeit gut anzuwenden.

Amalie.

Sie wird mich plagen, sage ich dir. Ich habe wohl fünf Parties de Plaisirs vor, und werd' überall schlechte Unter-

hal-

haltung finden. Ich liebe das Lebhafte, das Sonderbare, das Bizarre, und von alle dem giebts überall Nichts. Mach' ich Visiten, so betäubt mich die Gesellschaft, fahr ich in die Komödie, so ist mirs zu leer. Geh ich zur Gräfin Rosen, so find ich nichts als Weiber, und bey der Frau von Weiler wieder nichts als Männer. Bey jener spöttelt man über die Leute, bey dieser muß ich Complimente hören. Das Klatschen ist mir zuwider, und Flatterien unausstehlich. Will ich spielen, und gewinne, so mach' ich die andern verdrüßlich, verlier' ich so könnt ich selbst ärgerlich werden — Geh' ich auf den Ball — Ach ich habe ja mein neues Kleid noch nicht — Laurette! sage mir nur, was fang' ich an?

Laurette.

Bleiben Sie zu Hause.

Amalie.

Zu Hause? Und mit der alten Tante moralisiren? das ist zum Sterben langweilig!

Laurette.

Darf ich frey sprechen? Sie sind heute gar nicht auf Laune, sich vor Jemand

sehen zu lassen. Der Morgen verkündigte gleich einen trüben Tag.

Amalie.

Nun so will ich mich gar nicht anziehen. — Ueberdieß will mein Vater heute eintreffen. — Hole mir ein Buch — und Arbeit! — Welche Zeit ist's?

Laurette.

So schnell wieder anders besonnen? — Gnädiges Fräulein, wenn ich die Ursache dieser unruhigen Laune erriethe?

Amalie.

Ich weiß nicht, was du dir in den Kopf gesetzt hast, aber das weiß ich, daß sie keine Ursache hat, gar keine, als Temperament, wobey das Herz nicht im Spiele ist; und die bald vorüber geht.

Laurette.

Aber das Herz kann sich leicht ins Spiel mischen! Solche unwillkührliche Unruhen, glauben Sie mir, haben allezeit Folgen. Es sind Vorboten von Ungewittern, die im Herzen entstehen, wie in der Natur. Beym heitersten Wetter erhebt sich der Wind, erst almälig, dann stärker, es wird finster, und auf einmal ein Donnerschlag. Das ist genau Ihre Lage, ich pro-

prophezeih' es Ihnen. Sie sind verliebt, oder werden es werden.

Amalie.

Schweig mit deinen albernen Prophezeihungen, ich werde böse. Ich bin nicht verliebt, ich will es nicht werden, sag' ich dir! Anderer Beyspiele haben mich gewizigt. Ich mag uicht listig, nicht einfältig, nicht leichtglaubig, nicht mißtrauisch, nicht koket, nicht spröde, nicht traurig, nicht ausgelassen, nicht eifersüchtig, nicht geduldig, kurz, nichts von alle dem seyn, wie man ist, wenn man liebt. Ich bin gegen die Thorheiten meines Geschlechts auf meiner Hut, aber noch mehr gegen die Bosheit der Männer. Sie wissen auch, daß ich sie kenne, und darum lassen sie mich in Ruhe.

Laurette.

So hassen Sie sie wohl recht aus Herzensgrunde?

Amalie.

Sag' mir, liebe Laurette, wie kann man anders?

Laurette.

Gleichwohl will Sie der gnädige Herr durchaus verheirathen!

Amalie.

Ach, welche Erinnerung! — Quälgeist! ich glaube du hast eine Freude daran, mich zu martern! — Verheirathen. Mich! Verheirathen! O dafür wollen wir uns schon sichern! — Wir wollen erst sehen, wie der Herr aussieht, den man mir aufdringen will. — Es ist mir, als säh ich ihn schon, wie er auf das Wort meines Vaters trozt, wie er mit einer gebieterischen Miene auf mich herabblickt. — O sachte, mein Herr, ich hab' auch ein Wort drein zu sprechen, und das sollen Sie nie haben, das versprech' ich Ihnen! — Klopfen Sie wo anders an, wo man Ihrer Eigenliebe schmeichelt, ich hasse das, wie Sie! Laurette, unter wem bleibt mir die Wahl? Da ein girrender Seladon, der mit schmachtenden Blicken und tiefgeholten Seufzern Liebe und Mitleid erwekken will? — O mein Herr Sie bringen mich zum Lachen! — Oder ein Offizierchen? — Ihre Uniform besticht mich nicht! Kommandiren Sie Ihre Rekruten, erobern Sie Festungen, ich übergebe mich nicht! — Oder eine Hofschranze? Ich liebe nicht Körper ohne Seele. — Oder

ein

ein Ackermann? um ihm seine Wirthschaft zu führen, um ihm seine müssigen Stunden zu vertreiben, die er nicht besser anwenden kann? — Kurz, er sey, wer er wolle, ich mag ihn nicht; ich schick ihn fort. — Und dann, Laurette, ist mein Vater nicht gut? Wird er mein Herz nicht hören? Nein! er zwingt mich nicht!

Laurette.

Aber, wenn Ihnen keiner ansteht, so laufen Sie Gefahr, gar sitzen zu bleiben!

Amalie.

Und was wäre denn das? — Glaube mir, das ist Vorurtheil. — Man mahlt uns die Ehe, wie Rosenbande, aber eherne Ketten sind darunter verborgen.

Laurette.

Nein, nein, gnädiges Fräulein, das reden Sie mir nur nicht ein. Jeder Mensch muß seine Bestimmung erfüllen, und ich möchte mir nicht gerne vorher schon bang machen lassen. Ledig hat man auch seine Noth!

Amalie.

O ich wüßte wohl, welch einen Mann ich mir wünschte! Sanft müßte er seyn,

aber doch immer Mann; weich und doch fest; gut, ohne davon zu sprechen; mich lieben, weil ichs verdiente; Gegenliebe fordern, nicht erbetteln, auch nicht ertrotzen: sein erster Anblick müßte mir sagen: der ist's; — o das stehet alles so klar vor meiner Seele, — aber nur in meiner Seele — denn so find' ich ihn nie. Kurz, Laurette, unsre Männer taugen nichts, alle nichts, gar nichts.

Laurette.

Nun, mag's doch, gnäd'ges Fräulein, sind wir doch auch nur Mädchen! Und dann — sind sie doch nicht so gar arg, daß wir nicht Herr über sie werden könnten. Ist der Mann schwach, so führt man ihn an der Nase, ist er eingebildet, so läßt man ihm das Vergnügen, spricht er wenig, so erspart man das Antworten, zankt er, so überschreit man ihn, lockert er, so hat man seine Freyheit, ist er geizig, so bestiehlt man ihn, ist er eifersüchtig, so betrügt man ihn, verthut er das Geld, so — so — ja ich weiß nicht, was man mit dem anfängt, das ist der schlimmste unter den schlimmen. — Aber ich

ich komme zu tief in den Text — Ich glaube, es kommt jemand.

Zweiter Auftritt.

Vorige, von Waldkirch.

(Amalie stürzt ihrem Vater in die Arme.)

Amalie.

Mein Vater! ich erwartete Sie nicht so früh!

von Waldkirch.

Deinetwegen, mein Kind, eilte ich, um dir, je früher je besser, eine frohe Nachricht zu bringen.

Laurette

Tausendmal willkommen, gnäd'ger Herr! Sie haben vermuthlich —

von Waldkirch.

Eine glückliche Reise gemacht, mich wohl befunden: und viele Empfehlungen an dich zu überbringen. (zu Amalien) Ja, meine Amalie, die frohe Bothschaft

für

für dich ist, — ich hab dir einen Mann ausgesucht!

Laurette.

Nun gnädiges Fräulein, sind meine Prophezeihungen noch albern?

Amalie.

Mir, mein Vater?

von Waldkirch.

Nun, ja, dir! Es war ja doch wohl Zeit?

Laurette.

Wenns nicht zu vorwitzig wäre, dürfte man wohl fragen, wen?

von Waldkirch.

Wen? — Höre, was geht's dich an? Warte, bis ich dich frage. Geht die Plappermühle immer noch? — Nun weiß ich nicht mehr, wovon ich sprach.

Laurette.

Daß Sie dem Fräulein einen Mann ausgesucht hätten.

von Waldkirch.

Richtig. Und da —

Laurette.

Und da glauben Sie, daß es schon so gut, wie richtig sey?

von Waldkirch.

Versteht sich!

Laurette.

Nun, ich habe eben nichts dawider, aber das Fräulein —

von Waldkirch.

Meine Tochter ist folgsam, das weiß ich — du siehst ja, daß sie nicht widerspricht.

Laurette.

Meinetwegen! es ist ihre Sache! (heimlich zum Fräulein) So reden Sie doch! Sie stehen ja da, wie eine Bildsäule!

Amalie.

(heimlich) Soll ich ihn erzürnen?

Laurette.

(heimlich) Behüte! eine Tochter muß hübsch folgsam seyn. Aber Ihre festen Entschlüsse?

Amalie.

Amalie.

(heimlich) Ich will's noch abwarten.

von Waldkirch.

Und damit du nicht glaubst, ich habe so auf Gerathewohl gehandelt, so will ich dir die ganze Sache erzählen. In Braunschweig fand ich einen alten Freund, den Baron Blumenthal, der hat einen Sohn, einen herrlichen Jungen. Höre, Mädchen: eine scharmante Figur, unverdorben, voll Verstand und Kenntnisse, und von vortreflichem Herzen.

Laurette.

Je, gnäd'ger Herr, seit wenn lesen Sie denn Romane! — das ist ja ein neuer Grandison?

von Waldkirch.

Ha! dacht' ich, das wär' ein Mann für meine Amalie! — So eine Partie kömmt nicht wieder! — Kurz, ich fieng an von dir zu sprechen, strich dich so heraus, wie du's auch verdienst, meine Tochter, daß er Lust bekam, — und wir machten in continenti die Sache richtig. (zieht ein Portrait hervor) hier hab' ich

sein

sein Portrait. Sieh, ob es meiner Beschreibuug nicht entspricht.

Laurette.

(besieht es) Wahrhaftig, gnäd'ger Herr, ich bin auf Ihrer Seite.

von Waldkirch.

Ich habe ihn gleich mitgebracht. Er wird bald da seyn; er wollte sich nur erst umkleiden. — Izt aber, liebes Kind, hab' ich gleich einen nothwendigen Gang. — Kömmt aber er unterdessen, so entschuldige mich, halte ihn auf, bis ich wiederkomme. — Nun — du wirst deine Sachen schon machen.

Laurette.

Ja, ja, dafür lassen Sie uns nur sorgen!

(von Waldkirch ab.)

Dritter Auftritt.

Amalie. Laurette.

Laurette.

Nun, gnäd'ges Fräulein, auf einmal so still? Das sind mir beherzte Leute, die

die sich gleich beym ersten Angriffe ergeben! — Warum sagten Sie denn dem gnäd'gen Herrn Ihre Meynung nicht gerade heraus? — — Sie schweigen? Sie sind unruhig? — das Portrait sticht Ihnen doch nicht gar in die Augen? — Sie betrachten es sehr genau. — O wahrhaftig, ich hab's getroffen. Vortreflich! Ganz nach meinem Geschmacke! Schade nur, daß keine Schwierigkeiten dabey sind, daß man seinen Verstand nicht kann glänzen lassen.

Amalie.

Ich glaube, du bist närrisch. Ein Portrait meinen Entschluß ändern! Kennst du mich nicht mehr? — Ich mag dem Original nicht gefallen; nicht einmal sehen will ich's.

Laurette.

Aber Sie habens ja versprochen, oder ich statt Ihrer, das ist einerley.

Amalie.

Laurette, mir fällt etwas ein!

Laurette.

Das wäre?

Amalie.

Amalie.

Mein Vater kömmt so bald nicht wieder; ich ziehe ein Kleid von dir an, empfange den neuen Freyer unter deinem Namen, und mache ihm so eine Beschreibung von mir, daß ihm die Lust vergehen soll, mich zu sehen und zu sprechen.

Laurette.

Gut ausgedacht! Aber wenn der gnäd'ge Herr dazwischen käme, —

Amalie.

So sag' ich's gerade heraus.

Laurette.

Und wenn nun der Herr Freyer sich daran nicht kehrt? —

Amalie.

O das müßte ein —

Laurette.

Und wenn er Ihnen nun gar gefiele?

Amalie.

Gefiele! — Schweig, sage ich dir, und thue, was ich dich heiße. — Es kommt Jemand. — Fort! fort!

(Beyde ab.)

Vierter Auftritt.

Baron Blumenthal allein.

Wer mir, noch vor vier Tagen, gesagt hätte, — du wirst ein Mädchen lieben, das du nicht kennst, du wirst zwanzig Meilen mit Extrapost reisen, um sie zu heirathen, — ich hätt' ihm ins Gesicht gelacht. Und doch ist's buchstäblich mein Fall! — Sonderbar! Ein Mann, den ich nicht kenne, kömmt nach Braunschweig, spricht mir von seiner Tochter, zeigt mir ihr Bild, das macht mich zum Narren, und ich schlage ein! — O ihr Herrn, die ihr nicht an Sympathie glaubt, kommt und sagt mir, daß Liebe nur eine Tochter der Gewohnheit sey! — Aber wenn ich nun dem Originale

nale nicht so gefalle, wie mir das Bild gefällt, wie da? — Und wenn ich ihr nicht gefalle, was für eine Rolle werd' ich hier spielen? — Und wie kann ich ihr gefallen? Sie kennt mich nicht, liebt vielleicht einen andern? — Sehr möglich! Sehr wahrscheinlich. Zwar ihr Vater sagt mir das Gegentheil, aber was weiß ein Vater von dem Herzen seiner Tochter? — Izt erst merke ich, daß ich wohl einen dummen Streich gemacht habe. — Doch nein! versuchen mußt' ich es. Noch hab' ich ja Hofnung. Warum schlüge mein Herz so freudig, wenn ich dies Bild ansehe. (er zieht ein Portrait hervor) Ha! ich vertausche dich nur gegen das Original!

Fünfter Auftritt.

Der Baron. Hasenwinkel.

(der Baron steckt das Bild schnell ein.)

Hasenwinkel.

Alle Tausend! Gnädger Herr! Wie sehn Sie aus? frisirt, und geputzt, als wollten Sie auf die Freihte gehen!

 Baron.

Baron.

Das könnte auch wahr seyn.

Hasenwinkel.

Ja, mir ist selbst dafür bange.

Baron.

Bange?

Hasenwinkel.

Ich habe so eine Ahndung, erlauben Sie, — Sie wissen, ich habe manchmal dergleichen.

Baron.

Was steckt dahinter?

Hasenwinkel.

O gar nichts; und hernach was geben denn wohl die hohen Herrschaften auf uns dumme Bediente?

Baron.

Ich will durchaus wissen, was du hast.

Hasenwinkel.

Ey ich werde mich nicht darum prügeln lassen.

Baron.

So sprich.

Hasenwinkel.

Indem Sie unter Friseurs Händen saßen, fieng ich an zu dursten, — merken Sie wohl darauf! — und, meiner Gewohnheit nach, wo ich an einen fremden Ort komme, zuerst das Bier zu kosten, gieng ich in den Hirsch; und fand da einen alten Kameraden. Belieben Sie auf den Umstand besonders Acht zu geben.

Baron.

Nur weiter!

Hasenwinkel.

Ja, nur weiter! während daß wir tranken, schwazten wir so von Allerhand, er von seinem Herrn, und ich von meinem; — wollen Sie wissen was er mir erzählte?

Baron.

Was zur Sache gehört!

Hasenwinkel.

Dabey steh' ich alleweile. Unter andern fragte er mich: „Wie heißt denn dein

Herr?“ — Von Blumenthal! „Wes Standes?“ fragte er. Reichsbaron, antwortete ich. — „Woher? fragte er. Aus Braunschweig, sagte ich. — „Was will er hier?“ sagte er. Sich eine Frau holen, sagte ich. „Und wen denn“? — das Fräulein Waldkirch, sagte ich. — Ich habe keinen Umstand vergessen!

Baron.

Mach ein Ende.

Hasenwinkel.

Ich bin eben auf dem Wege. — Der Kerl schüttelte den Kopf. Ich fragte ihn Eins und das Andere; konnte aber eher nichts herauskriegen, als bey dem siebenten Kruge. Endlich fieng er an: Hast du deinen Herrn lieb? — Was? sagte ich, ich meinen Herrn nicht lieb? Ich wollt' um seinetwillen ganzer vier Stunden weder essen noch trinken. — Gnäd'ger Herr das verdiente wohl eine kleine Belohnung.

Baron.

Aber was geht denn das Alles mich an?

Hasenwinkel.

Das kömmt alleweile. Dein Herr, den du so lieb hast, — das sagte nämlich mein Kammerad, — will das Fräulein Waldkirch heirathen? Das soll er ja nicht thun. Er soll gleich wieder umkehren. Der Vater und die Tochter. (er zeigt an die Stirne) Ich habe dort gedient, ich muß sie kennen. Besonders mit der Tochter kömmt kein Mensch aus, sie ist eigensinnig, eingebildet, hat einen Sparren zu viel. — Gnäd'ger Herr, soll ich wieder einpacken?

Baron.

Und nun willst du wohl für deine Mühe auch deinen Lohn haben. (er deutet auf Schläge)

Hasenwinkel.

Bleiben Sie mir mit dergleichen vom Leibe, gnäd'ger Herr. In Ihrer Braut Hause! Um Ihrer eigenen Reputation willen.

Baron.

Marsch, klopfe an der Thür an.

Hasenwinkel.

Ich habe meine Pflicht gethan! daß mir hernach nichts zur Last gelegt wird,

(er pocht an

Sechster Auftritt.

Amalie in Laurettens Kleidern Vorige.

Amalie.

Wer da?

Hasenwinkel.

Gut Freund.

Amalie.

(munter) Wer ist er? Zu wem will er?

Hasenwinkel.

Das bin Ich, und das ist der Herr Baron. Wir wollen das gnäd'ge Fräulein heirathen, und auch Sie, wenn's Ihr gefällig ist. (Er will sie umarmen)

Amalie.

Amalie.

(stößt ihn zurück) Gemach, Herr Sancho, ich bin kein Kammermädchen für Jedermann.

Hasenwinkel.

Nun, da spreche Sie selbst mit meinem Herrn, ich will mir unterdessen die Menschen im Hause besehen.

(er geht hinein.)

Siebenter Auftritt.

Amalie. Der Baron, (der unterdessen das Portrait hervorgezogen, und mit ihr verglichen hat.)

Baron.

(vor sich) Sie ist's! Ich irre mich nicht. — Aber wozu diese Verkleidung? — Wohl, ich will mich stellen, als kennt' ich sie nicht. (in gleichgültigem Tone) Mammsell sind vermuthlich hier aus dem Hause?

Amalie.

(munter) Ihnen aufzuwarten.

Baron.

Könnt' ich nicht den Herrn von Waldkirch sprechen?

Amalie.

Er ist eben ausgegangen.

Baron.

(immer kalt) Das thut mir leid. Aber seine Fräulein Tochter? —

Amalie.

Hat Geschäfte.

Baron.

So will ich zu einer gelegeneren Zeit wiederkommen.

Amalie.

Haben Sie irgend einen Auftrag an sie? Vertrauen Sie ihn nur mir an. (vor sich) kalt wie Eis!

Baron.

Mein Name ist Baron Blumenthal. Vermuthlich hat Herr von Waldkirch schon mit dem Fräulein von mir gesprochen.

Amalie.

Amalie.

Sie sind also der Herr, der so auf gut Glück von Braunschweig hierher kömmt, um ein Mädchen zu heirathen, das er nie gesehen hat? von der Sie nicht wissen, ob Sie ihr gefallen werden, nicht einmal, ob sie Ihnen gefallen wird? O wahrhaftig, Sie hätten Sich die Reisekosten ersparen können!

Baron.

Ich bin gekommen, um ihren Reizen zu huldigen, um durch Ehrerbietung ihre Gunst zu verdienen.

Amalie.

Verlohrne Mühe, — die werden Sie nie verdienen. (bey Seite) Was das für ein Mensch ist!

Baron.

(bey Seite) Gut ausgedacht, den Liebhaber abzufertigen! (zu Amalien mit laurendem Blicke) Ich zählte dabey freylich mehr auf ihr Herz, als auf mein Verdienst.

Amalie.

Auf ihr Herz? — Und mit welchem Recht denn, wenn ich fragen darf? Weil ihr Vater Ihnen sein Wort gegeben hat, ohne sie darum zu befragen, so soll sie es halten, soll Sie anhören, Sie lieben, Sie heirathen? O da irren Sie sich gewaltig! Nichts von alle dem wird sie thun, gar nichts. Glauben Sie mir, ich weiß was sie sich vorgenommen hat!

Baron.

(bey Seite) Hasenwinkel! du magst wohl Recht haben! (kalt) Es sollte mir freylich sehr leid thun, wenn sie gezwungen werden müßte —

Amalie.

(vor sich) Wenn sie gezwungen werden müßte! Das Pflegma bringt mein Blut in Wallung.

Baron.

(piquirt) So sagen Sie denn dem Fräulein, daß ich ihre Abneigung gegen mich nicht anders als billige; ich gesteh's, daß ich nichts Besseres verdiente.

Amalie.

(vor sich) Wie gleichgültig! Falsche Bescheidenheit!

Baron.

(wie oben) Und auch das sagen Sie ihr, daß ich auf keine Weise durch meine Gegenwart ihre Empfindungen stören wolle, die sie vielleicht für einen Würdigeren hegt.

Amalie.

Was meynen Sie denn, mein Herr, mit den Empfindungen, die sie vielleicht für einen Würdigern hegt? für wen halten Sie Amalien? Glauben Sie denn etwa, daß sie ohne Wissen ihres Vaters ihre Hand vergeben wird? Wahrhaftig, Sie sind sehr unglücklich in Ihren Vermuthungen — sehr beleidigend in Ihren Vermuthungen.

Baron.

So habe ich das Fräulein um Verzeihung zu bitten — (vor sich) Bey Gott! ich weiß nicht, was ich aus ihr machen soll!

Amalie.

Amalie

(vor sich) Nein, länger kann ich mich nicht halten. Er legt's darauf an, mich durch Kälte zu beleidigen; wohl, so will ich mir ihn vom Halse schaffen. (laut) Ich will dem Fräulein Ihre Delicatesse und Ihre Schonung treulich hinterbringen. Ganz gewiß wird sie Ihnen Dank wissen. — Und dann wird Ihnen diese Entsagung wohl so viel nicht kosten? Nicht wahr, mein Herr?

Baron.

Vermuthen Sie das? Und wenn ich Sie nun vom Gegentheile überzeugte?

Amalie.

Das dürften Sie schwerlich können. — Nein, nein, bleiben Sie ja bey Ihrem Vorsatze. Es ist wahr, ich liebe das Fräulein, aber die Wahrheit noch mehr. Sie haben gar nicht Unrecht! ich bewundre vielmehr, daß Ihnen keine Klage, kein Vorwurf entfährt: denn ich sehe wohl, Sie kennen Amalien. Wahrhaftig, es ist edel, sich so zu verläugnen. —

Baron.

Wie?

Amalie.

Läugnen Sie es nur nicht! mein Fräulein hat ihre schlimmen Seiten, und — die wissen Sie vielleicht nur allzugut.

Baron.

Nein, ich schwör's Ihnen. Mit Niemand, als mit ihrem Vater hab' ich gesprochen.

Amalie.

O der wird sie freylich gelobt haben, um Sie zu hintergehen; aber ich, die ich sie kenne, ich will sie Ihnen nach der Wahrheit beschreiben. Ihr Aeußeres, um von dem anzufangen, ist nicht sehr interessant, sie ist nicht groß, nicht klein, nicht schön, auch nicht garstig, sie hat leidliche Augen, aber einen stolzen und spöttischen Blick, sie singt und tanzt leidlich; kurz, hierinn ist sie wie tausend Andere. Viel Verstand hat sie eben auch nicht. Von ihrer Aufführung läßt sich weiter nichts sagen, sie lebt, wie jetzt alle Frauenzim-

mer leben. Ihre Laune — ja die läßt sich wahrlich nicht bestimmen, — mit jeder Minute anders, von der grösten Kleinigkeit abhängig. Gegen Leute die nicht unter ihr stehen, ist sie gebieterisch; zudringlich ohne Freundschaft; eifersüchtig, ohne Liebe; munter bis zur Ausgelassenheit; und wieder unausstehlich mürrisch, zerstreut bis zur Vergeßlichkeit; zurückhaltend in Dingen, die sie weiß, entscheidend in Dingen, die sie nicht weiß, kurz, so schwer ist mit ihr auszukommen, daß ich selbst nur wenig um sie seyn kann. Mit einem Worte, die Triebfeder, die Seele aller ihrer Reden, ihrer Handlungen ist — wissen Sie was? — Eigensinn. — Wollen Sie sie noch heirathen?

Baron.

Danken kann ich Ihnen für den Dienst nicht, den sie mir erwiesen haben. Ich hatte mir von Amalien einen vortheilhaften Begriff gemacht, mein Irrthum fieng mir an theuer zu werden, — mit Schmerz muß ich ihm entsagen. Ich hätte mich glücklich geschätzt sie zu sehen; sie würdigt mich ihres Anblicks nicht, —

und

und ich muß mich ihrem Willen unterwerfen. Nur darum bitte ich Sie, sagen Sie ihr, nicht was ich denke, sondern was ich für sie thue. Ich will zurückkommen, ihren Vater seines Worts entlassen, meines zurücknehmen, und mich denn eilig entfernen. Sie soll sich auf keine Weise über mich zu beklagen haben. — (geht und kommt wieder) Und sagen Sie auch Amalien, daß ich das Mittel bewundere, einen Liebhaber loß zu werden. Leben Sie wohl.

Achter Auftritt.

Amalie allein.

O wahrhaftig, ich werde mich nicht beklagen! — Mit welchem Tone er mich verließ! Sagt' er auch nur ein Wort, um meine Parthie gegen mich zu nehmen? Er drang nicht einmal darauf mich zu sehen. — Ha, ich fühle all' die Verachtung, die in dieser Kälte liegt. — Und doch — Was will ich aber? Mich von

ihm losmachen, wollt' ich; und das hab' ich ja! — Amalie, du bist nicht die Alte! Wärest du so schwach, darüber zu zürnen? — Und doch trieb ich's fast zu weit — Bald ist's, als reuete mich's.

Neunter Auftritt.

Amalie. Hasenwinkel.

Amalie.

Nicht einmal Zeit läßt man mir, über meine Thorheit nachzudenken.

Hasenwinkel.

Meiner Treu, hier gefällt mir's — Ach, Jungfer Kammerjungfer, die so aparte thut, ich bin Ihr Diener. Wo hat sie meinen Herrn hingethan?

Amalie.

Fort ist er, und er kann ihm nur nachgehen.

Hasenwinkel.

O es hat keine Eile; ich werd' ihn schon bey einer alten Bekanntschaft antreffen.

Amalie.

Amalie.

Hat sein Herr hier Bekanntschaft?

Hasenwinkel.

O es giebt keinen Ort in der Welt, wo wir nicht bekannt wären. (bey Seite) Wart', ich will dir eins aufhängen.

Amalie.

So? Nun, und wo denn? (vor sich) das soll meiner Gleichgültigkeit, meinem Hasse Nahrung geben.

Hasenwinkel.

Hier und dort und überall. Wir haben ganz Europia durchreiset, und allenthalben Monumente von unsern Eroberungen zurückgelassen.

Amalie.

(bey Seite) Ha! ich will ihre Zahl nicht vermehren? (laut) So wird er nicht Alles haben merken können.

Hasenwinkel.

O ja! Wir wollen von Italien anfangen. In Rom, da —

Amalie.

In Rom?

Hasenwinkel.

Ja in Rom — gieng's noch, aber in Venedig —

Amalie.

Nun?

Hasenwinkel.

Waren alle Mädchen in uns geschossen. Blitz, wär ich ein guter Wirth gewesen, ich hätte mir ein großes Capital sammlen können von alle den Trinkgeldern, die mir meines Herrn Mädchen zuwarfen. Aber sie machtens zu arg, und wir giengen nach Spanien. Da hatte mein Herr Bekanntschaft mit einer Donna, die ihn zum Statthalter von Peru machen wollte, aber wir zogen die Freyheit vor, und giengen nach Frankreich. Da war das rechte Leben —

Amalie.

(im Abgehen) Das alberne Zeug anzuhören! (ab.)

Zehnter Auftritt.

Hasenwinkel, allein, ohne zu merken, daß er allein ist.

Hören Sie, da könnt' ich Ihnen Manches erzählen, aber ich will die Jugend nicht verführen. Alsdenn reiseten wir nach Constantinopel. Da entführten wir eine Prinzessin, die im Serail eingesperrt war, das war ein Mädchen, ich sage nicht zu viel, noch schöner als Sie mein Engel — (er sieht sich allein, und steht verblüft.)

Eilfter Auftritt.

von Waldkirch. Hasenwinkel.

von Waldkirch.

Noch müde von der Reise?

Hasenwinkel.

Es geht noch, gnäd'ger Herr. Aber in Ihrem Hause gefällt mir's ausneh-

mend wohl, besonders halten Sie auf ein gut Glas Wein.

von Waldkirch.

(in Gedanken) Noch begreif' ich die Sache nicht.

Hasenwinkel.

Ich meyne, ich habe welchen getrunken, aber moderat.

von Waldkirch.

(immer vor sich) Ich begegne dem Baron auf der Straße, er sieht ernsthaft aus —

Hasenwinkel.

Gnäd'ger Herr, er lacht niemals.

von Waldkirch.

Ich sehe, daß er etwas auf dem Herzen hat, ich frage ihn, —

Hasenwinkel.

Und was antwortete er da?

von Waldkirch.

Er will erst nicht heraus damit, endlich sagt er mir rund heraus, daß er für die

die angetragene Ehre danken, und Abschied von mir nehmen werde.

Hasenwinkel.

So? ich wüßte doch nicht, daß er eine Reise vorhätte!

von Waldkirch.

Ich muß hinter die Ursache dieser plözlichen Veränderung kommen; ist meine Tochter, oder Laurette daran Schuld, so will ich Ihnen zeigen, daß ich Herr bin. (ruft) Laurette!

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Laurette.

Laurette.

Was befehlen Sie?

Hasenwinkel.

Noch eine Kammerjungfer. Tausend! da soll mir die Zeit nicht lang werden!

von Waldkirch.

(zu Laurette) Ist der Baron hier gewesen?

Hasenwinkel.

Allerdings, gnäd'ger Herr.

von Waldkirch.

(zu Laurette) Hat er meine Tochter gesehen?

Hasenwinkel.

Das weiß ich nicht. (zu Laurette) Sie glaubt nicht, wie hübsch Sie mir gefällt.

von Waldkirch.

Wirst du sprechen?

Laurette.

(vor sich) Was soll ich antworten?

Hasenwinkel.

(schiebt sich zwischen beyde hinein) Ich will antworten.

von Waldkirch.

(führt ihn auf die Seite) Mit dir hab' ich nichts zu schaffen. — (zu Laurette) Soll ich dir den Mund öffnen?

Hasenwinkel.

(drängt sich wieder zu Lauretten) Ich will drey ganzer Monate keinen Bissen zu

mir nehmen, wenn sie mein Herz nicht tödtlich verwundet hat.

von Waldkirch.

O dich will ich wohl los werden. (er führt ihn zur Thür hinaus)

Hasenwinkel.

(im Gehen) Himmelschreyend ist's, wie man uns Liebhaber behandelt. (ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

von Waldkirch. Laurette.

von Waldkirch.

Ich muß nur selbst mit ihr sprechen. — Geh, rufe meine Tochter!

Laurette.

Hier kömmt sie.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Amalie. in ihren Kleidern.

von Waldkirch.

Komm her, Amalie. Ist der Baron

 hier

hier gewesen? Hast du ihn gesprochen? Und was ist zwischen euch vorgegangen?

Laurette.

Heute früh, gnäd'ger Herr, ließen Sie Sich nicht gern fragen, und jetzt wollen wir uns nicht gern fragen lassen. Um also alles im kurzen auf's Reine zu bringen, so wissen Sie, daß das Fräulein Ihren Herrn Baron nicht mag, daß sie ihn haßt, ihn verabscheuet und sich eher zeitlebens ins Kloster einsperren, als ihn nur noch einmal sehen will. (zu Amalien, die sie zupft) Lassen Sie mich nur sprechen, ich weiß ihn schon herum zu kriegen, (laut) Zwingen Sie sie ja nicht gnäd'ger Herr, flehentlich bittet sie Sie durch mich.

von Waldkirch.

Amalie, ich bin zu gut! das weißt du, Mädchen, schon! Nun, ich will dich weiter nicht zwingen. Ich dachte, der würde ein Mann nach deinem Geschmacke seyn, du willst ihn nicht, auch gut, so ist die ganze Sache vergessen. Wir werden doch wohl noch einen finden,

der

der dir ansteht. — Der Baron wollte herkommen, ich will zu ihm gehen, und ihn seines Worts entlassen. (ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Amalie. Laurette.

Laurette.

Nun, gnäd'ges Fräulein? Sind Sie mit mir zufrieden?

Amalie.

Ach, Laurette! das hast du nicht gut gemacht!

Laurette.

Wie? Sagten Sie denn nicht, Sie wären wider den Baron aufgebracht?

Amalie.

Das wohl, aber — Wer hatte dir das geheißen?

Laurette.

Nun, da sehe man einmal! Aber konnte ich denn wissen, daß Sie anders dächten, als sprächen? Oder hat sich

Ihre

Ihre Laune in einem Augenblicke verändert? — Was machen wir nun aber? Soll ich Ihrem Herrn Vater nachlaufen?

Amalie.

Nein, nein; ich habe die Thorheit begangen, ich muß dafür gestraft werden. — Unglückliche Amalie! Aber daran bist du Schuld, mit deinem Geschwätz!

Laurette.

Aber, gnäd'ges Fräulein, so bedenken Sie doch nur — doch ich will weiter nicht mit Ihnen expostuliren. — Ich wär daran Schuld? — Das Portrait, der Baron ist daran Schuld!

Amalie.

(zieht das Portrait hervor) Hier ist es, das verdammte Portrait. Wie bin ich ihm gram! — Ein Vorfall ohne Gleichen! Ich lebe ruhig, glücklich, sorglos, — kann unser Herz so plötzlich anders gelenkt werden? Ein Mann, den ich nicht kenne, ein Mann, wider den ich eingenommen bin, kömmt, und zwingt mich, ihn liebenswürdig zu finden, so bald ich ihn sehe; und das ist nicht genug! Um

seinen

seinen Triumph zu vermehren, flöß' ich ihm nichts als Gleichgültigkeit ein! der Stolze! Seine Kälte wuchs mit meiner Verlegenheit. — Laurette, dein Kleid verstellte mich, machte mich häßlich. Nicht wahr? Sprich, wußte ich mich nicht zu nehmen? Oder hat man mir falsch geschmeichelt, daß ich hübsch sey? — so sprich doch! — Nur gut, daß er meine Schwachheit nicht weiß, sie nicht erfahren soll. — Es ist nur der erste Eindruck, er wird wieder verschwinden, — er ist schon verschwunden; ich bin so gleichgültig als er, ich komme wieder zu Athem. — Laurette, wenn er ja wiederkäme, so sag' ihm — Nein, du sollst ihn nicht sprechen, du könntest ihn auf falsche Gedanken bringen, du könntest ihm zu wenig sagen, oder zu viel, — es ist besser, ich, ich rede selbst mit ihm.

Laurette.

Gnäd'ges Fräulein ein Widerspruch über den andern!

Amalie.

Du lachst über mich, lache nur, ich

ver-

verdien' es! — so glaubst du wohl gar, ich lieb ihn' noch?

Laurette.

Was wollen Sie, daß ich Ihnen antworten soll?

Amalie.

Daß ich ihn vergessen habe, ganz vergessen habe, oder wenigstens, daß ich auf nichts denke, als mich zu rächen.

Laurette.

Zu rächen! Wen man vergessen hat, an dem rächt man sich nicht. Zwar wüßte ich wohl ein Mittel —

Amalie.

Nun?

Laurette

Lassen Sie sich von ihm lieben!

Amalie.

Mich von ihm lieben lassen! Soll ich ihn darum bitten?

Laurette.

Wahrhaftig, wir wissen beyde nicht, was wir wollen! — Es kömmt Jemand —

wenns

wenns der Baron ist, so machen Sie in continenti den Fehler wieder gut.

Amalie.

Dazu ist's nicht mehr Zeit. Mein Vater hat ihn gesprochen, — alles ist verloren! Ich werd' ihn nicht wieder sehen; wenigstens wäre das am besten für mich. Nicht wahr? Du antwortest nicht? Laurette, er hat dich gewonnen! — Wenn du ihm meine Schwachheit hinterbracht hättest! — Nein, so grausam kannst du nicht seyn, mich einem Manne aufzuopfern, der mich nicht liebt!

Laurette.

Liebes bestes Fräulein, ich hab' ihn gar nicht gesehen!

Amalie.

Gar nicht? desto besser. Sonst würdest du seine Parthie nehmen. — Höre, wenn du mich lieb hast, so sinne dir Fehler an ihm aus — Aber Nein, das brauchts nicht; mein Stolz ist genug, er ruft meine Vernunft zurück, sie soll über mein Herz siegen. Diese Stimmung

will ich fest halten; er komme nur; ich fürchte ihn nicht mehr!

Laurette.

Nun, wir werden sehen!

Amalie.

Ist er's? — Er soll mich nicht in diesem Anzuge sehen.

Laurette.

Was das wieder für ein Einfall ist! — Wenn's nun Ihr Herr Vater wäre.

Amalie.

So will ich so bleiben.

Laurette.

Machen Sie, was Sie wollen, aber gehen Sie nur — Man kömmt schon.

Amalie.

Laurette, ich weiß nicht, was ich thue.

(ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Laurette. Hasenwinkel.

Laurette.

Ach, ist er's?

Hasenwinkel.

Aufzuwarten, ja, ich sah, daß Ihr Herr ausgieng, und da wollt' ich nur ein wenig mit Ihr plaudern.

Laurette.

Er nimmt seine Zeit übel wahr. Jezt hab' ich keine Zeit Ihn anzuhören. Er kann nur gleich wieder gehen. Adieu.

Hasenwinkel.

Ey, ich werde nicht gleich wieder gehen! Mein Herr wird herkommen, und ich soll hier auf ihn warten.

Laurette.

So geh' er wenigstens in den Vorsaal, dort kann er warten, so lang es Ihm beliebt.

Hasenwinkel.

So? Hier zu Lande, machen die Kammerjungfern eben keine Complimente.

(in eine Seitenthür ab)

Siebenzehnter Auftritt.

Laurette, allein.

Der Zustand meines Fräuleins geht mir nahe. — Aber im Grunde ist sie doch selbst daran Schuld. Einen Mann zu lieben, und ihn doch so zu quälen. Ich wollt's gewiß besser mit meinem Liebhaber machen, wenn ich — ach, wenn ich nur erst einen hätte! — Ha! der Baron kömmt. Laß sehen, ob er so gleichgültig gegen sie ist, als sie sich einbildet. — Aber wenn ich mit ihm spreche, und sie erfährt es, so wird sie böse. — Besser, ich stecke ihr, daß er da ist.

(ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Der Baron, allein.

Was will ich nun wieder hier? Ein Mädchen sehen, das mich haßt? Was wird's mir helfen, sie wieder zu sehen? Mein Anblick wird ihren Haß, ihr Anblick meine Liebe vermehren, das heißt uns beyden unnützer Weise schaden! — Indessen sey es! noch einen Versuch will ich wagen, will ihr sagen, daß ich sie kenne, sie anbete, ohne sie nicht leben kann. Vielleicht, daß wenn ihr Herz noch frey ist, wenn sie in mir nicht einen Mann findet, der sich ihr aufdringen will, sondern einen zärlichen feurigen Liebhaber, daß sie mich erhört. Wenigstens erfahr' ich mein Schicksal. — Da kömmt sie. Auch in dieser Verkleidung, wie schön! — Kaum kann ich mich noch zurückhalten.

Neunzehnter Auftritt.

Amalie, in Laurettens Kleidern, der Baron.

Baron.

(lebhafter als im siebenden Auftritt) Werde ich jetzt glücklicher seyn, als diesen Morgen?

Amalie.

(weniger munter als eben da.) Herr von Waldkirch ist zu Ihnen gegangen, und seine Tochter werden Sie wohl nicht sehen wollen.

Baron.

Verzeihen Sie, gern hätt ich ihr vor meiner Abreise noch selbst gesagt, was für ein Opfer ich ihr bringe.

Amalie.

Was für ein Opfer sie ihr bringen? — So denken Sie noch an sie?

Baron.

Es kommt nicht mehr darauf an, was ich von ihr denke. Ich weiß, das ist ihr gleichgültig. Doch beurtheile ich das Fräulein auf keine Weise nach dem, was Sie mir von ihr gesagt haben; ich wollte, sie wüßte das.

Amalie.

Sie soll es erfahren.

Baron.

Suchen Sie sie ja davon zu überzeugen.

Amalie.

Aber, was kann Ihnen denn daran liegen?

Baron.

Ein ehrlicher Mann muß sich wenigstens die Hochachtung eines liebenswürdigen Mädchens zu erhalten suchen, wenn er auch ihr Herz nicht verdienen kann.

Amalie.

Wenn aber Amalie Ihr Herz nicht hätte gewinnen können? — Doch —

 Sie

Sie werden sich über den Verlust, wenn es ja einer wäre — leicht trösten können. Ein Mann, der so viel Abentheur in der Liebe bestanden hat, grämt sich darüber nicht, ob er ein Herz mehr oder weniger besiegt.

Baron.

Der so viel Abentheuer bestanden hat? Meynen Sie mich damit?

Amalie.

Sie, mein Herr, allerdings. O glauben Sie, wir wüßten Ihre Bekanntschaften in Italien, Frankreich, Spanien, und wer weis wo noch, nicht?

Baron.

Beym Himmel, ein unerhörter Betrug! — Doch ich will mich nicht rechtfertigen, aber bringen Sie ihn her, den Elenden, der solche Lästerungen ausstossen konnte. Ich bin nie aus Deutschland gekommen.

Zwanzigster Auftritt.

Vorige. Hasenwinkel.

Hasenwinkel.

Er läßt mich lang warten. — Nun, da sind Sie ja.

Amalie.

(auf ihn zeigend) Hier ist mein Gewährsmann.

Baron.

Du Schurke! du unterstehst dich meine Ehre zu kränken, unverschämte Lügen von mir zu ersinnen? Ich weiß nicht, was mich abhält — fort, Elender, du bist meines Zornes nicht werth.

Hasenwinkel.

So? Ist das mein Dank? Was ich gesagt habe, das hab' ich zu Ihrem Ruhme gesagt; denn man kann einem Manne, der sich verheirathen will, nicht zu viel Gutes nachsagen, aber — schon

 gut!

gut! — Sie sind ein Undankbarer! und ich — ich werde schon noch Schutz finden. (ab.)

Ein und zwanzigster Auftritt.

Amalie. Der Baron.

Amalie

Sparen Sie doch Ihren Zorn. Weder mich, noch das Fräulein hat das Geschwätz gekümmert. Bey alle dem aber ist es Zeit, daß die Sache zu Ende kömmt. — Ich habe Ihnen zwar viel von Amaliens Fehlern gesagt, aber sie ist würklich nicht so schlimm. Ich gestehe, ich hatte meine Ursachen dazu, denn sie fürchtete sich vor Ihnen. Dann habe ich ihr aber so viel Gutes von Ihnen erzählt, ihr versichert, daß Sie sie nicht zur Heirath zwingen würden, daß Sie unfähig wären, von dem Geheimnisse, das sie hat, üblen Gebrauch zu machen; und dann, daß sie mir erlaubte, Ihnen das Räthsel aufzulösen.

Baron.

Baron.

(bey Seite) Was werd' ich hören!

Amalie.

(vor sich) Was soll ich ihm sagen — (laut) So wissen Sie denn, Amalie liebt, und nur mit ihrem Leben wird sich ihre Liebe endigen.

Baron.

(vor sich) So war meine Vermuthung doch wahr? (laut) Ich danke dem Fräulein für ihr Vertrauen, und, um in Offenherzigkeit nicht hinter ihr zu bleiben, so sagen Sie ihr, daß ich auch liebe, und daß die Gränze meiner Liebe auch die Gränze meines Lebens seyn wird.

Amalie.

(vor sich) Treuloser! (laut) Aber, mein Herr, warum sagten Sie das meinem — ihrem Vater nicht?

Baron.

Man rühmte mir Amalien als ein so vollkommenes Frauenzimmer, daß ich

mir's nicht abschlagen konnte, sie selbst zu sehen.

Amalie.

Schön, mein Herr, vortreflich! Sie wollten Sie also nur sehen, um Ihrer Geliebten ein Opfer zu bringen? Eine Handlung, die eines edlen Mannes sehr würdig ist! — Aber wissen Sie Sich auch ganz sicher? denn, ich darf sagen —

Baron.

Ganz sicher, ich kenne mich genug, um zu wissen, daß Amaliens Reize meiner Liebe nur würden neue Nahrung gegeben haben.

Amalie.

Sie legen's darauf an, mich und Amalien zu reizen. — Bald möcht' ich sie Ihnen zeigen; vielleicht sprächen Sie dann weniger stolz.

Baron.

Ersparen Sie ihr den Anblick eines Ueberlästigen, und glauben Sie mir. — Doch wollen Sie mir nicht das Vergnügen

gen machen, etwas von dem glücklichen Geliebten zu erzählen?

Amalie.

Natürlich glauben Sie, daß die Vergleichung sehr zu Ihrem Vortheile ausfallen würde. Ich könnte Ihnen sein Portrait zeigen, aber, um Ihre Eitelkeit zu züchtigen, will ich's nicht thun.

Baron.

Wie Sie wollen! aber ich — will nicht so zurückhaltend seyn. Ich weiß, Amalie selbst würde meine Wahl billigen, und darum will ich Ihnen das Bild des Mädchens zeigen, das ich liebe.

Amalie.

Halten Sie ein, ich mag's nicht sehen. (vor sich) Soll ich Zeuge vom Triumph meiner Nebenbuhlerin seyn!

Baron.

(vor sich) Sie seufzt! Sollte sie mich lieben? — Wohlan! (laut, indem er ihr ein Portrait zeigt) Entscheiden Sie selbst, ob ein Mädchen, dessen Schönheit dies Gemälde nur schwach ausdrückt,

nicht die ungetheilte Zärtlichkeit eines Mannes verdient?

Amalie.

(vor sich) Mein Bild! (sie zeigt ihm ihres) Und urtheilen Sie, ob der Mann, dessen Charakter der ganzen Sanftmuth dieses Gesichts entspricht, nicht des besten Weibes würdig ist?

Baron.

O meine Amalie! (wirft sich ihr zu Füssen).

Amalie.

Mein Blumenthal.

Letzter Auftritt.

Von Waldkirch. Laurette. Hasenwinkel. Amalie. Der Baron.

von Waldkirch.

Was in aller Welt — Habt ihr mich zum Narren? — Der sagt mir, er will sie nicht, und die spricht, sie will ihn nicht, und unterdessen ich nach ihm laufe, liegt er ihr zu Füssen, und — sagt mir nur —

Baron.

Baron.

O mein Vater, sie liebt mich!

Amalie.

Meine Verwirrung mag Ihnen sagen, was meine Worte nicht können!

von Waldkirch.

Aber vor einer Viertelstunde —

Baron.

Wir haben uns verständigt bester Vater!

von Waldkirch.

Nun meinetwegen! so ist mein Wunsch erreicht! Werdet mir schon erzählen, wie sich das Ding gedreht hat.

Hasenwinkel.

(zum Baron) Pax!

Baron.

Aber keine Lüge wieder!

Hasenwinkel.

Und hernach, gnäd'ger Herr, wenn Sie nichts dawider hätten, so könnten wir gleich eine doppelte Heirath zu Stande bringen, mich und Lauretten. Sie wird

sich's

sich's wohl gefallen lassen. Wir wissen zwar nicht, ob wir uns leiden können, aber darauf kömmt bey Unsereinem nichts an.

Amalie.

Was meinst du, Laurette?

Laurette.

Je nun — erlauben Sie's? (zum Fräulein) weil ich so gut prophezeihen kann!

von Waldkirch.

Laß sie machen. Heirathet und freyt, wie ihr wollt! Ich bin heute mit Allem zufrieden.

Hasenwinkel.

(zum Parterre) Wenn Sie Ihre Töchter verheirathen wollen, meine Herren, so folgen Sie dieser Methode. Lassen Sie die mahlen, die Sie zu Schwiegersöhnen haben wollen. Denn das Portrait eines jungen, hübschen Mannes bringt die Sache bald zu Stande. Ich meines Theils, (indem er auf Lauretten zeigt) halte mich an das Original.

Bm.

III.

III.

Huilpa und Isabelle,

eine

amerikanische Novelle.

In jenem Reiche der Sonnenverehrer, wo einst der raubsüchtige Spanier, Ruhe und Völkerglückseligkeit seiner Untreue und seinem Geize aufopferte — in dem nun aber längst zertrümmerten Peru, liegt gegen Westen ein Stück Land, welches die Vorsehung ausdrücklich zu einer Freystadt vor Barbarey und Unterdrükkung ausersehen und geschaffen zu haben scheinet. Es ist ein Thal von ungefähr zehen Meilen in die Länge und sieben Meilen in die Breite. Alle Schätze der Fruchtbarkeit, und des Wohlstandes eröfnete die

die Natur dieser paradiesischen Gegend. Aber eben so sorgfältig wußte sie auch ihre Schätze vor den ungeweihten Händen raubbegieriger Völker zu sichern. Auf einer Seite gränzt dieses kleine Land an das große Weltmeer; aber die Ufer desselben sind so steil, und die daran stoßenden Klippen so gefährlich, daß es kein Schiff wagen kann, daran zu landen. Auf der Landseite hingegen umschließen es hohe Gebürge, deren Wildheit und Riesenhöhe jeder menschlichen Macht zu trotzen, und ihr den Uebergang darüber unmöglich gemacht zu haben scheinen. Wo auf den Spitzen dieser ungeheuren Gebürge Schnee und Eis nicht alles Fortkommen verhindern, da thun es die undurchdringlichen Waldungen und höchst gefährlichen Felsenklippen, die auch dem Kühnsten das Ziel seines Muthes setzen würden. Nur ein einziger Paß erlaubt dem menschlichen Fuße Zugang zu jenem von der Natur so mütterlich in Schutz genommenen Lande. Es ist dieses eine Art von schmaler Hohlung, die sich zwischen zwey holen Felsenwänden hindurch schlängelt, und Anfangs so unwegsam war, daß man nur

bloß

bloß zu Fuße darüber hinkommen konnte. Der Fleiß der Einwohner aber machte sie in der Folge so gebahnt, daß nun auch Reuter und Fuhrwerk hindurch passiren können. Uebrigens hat man vor dem Eingang dieses Hohlwegs, ein sehr festes Schloß hingebauet, das sich auf beyden Seiten an die Felsenmasse anschließet, und mit einem eisernen Thor versehen ist. Ohne Erlaubniß der Einwohner kann also kein fremder Fuß ihr Land betreten.

Unbewohnt, ja ganz unbekannt war dieses von der Natur selbst befestigte Land in den Zeiten des blühenden Reichs Peru. Niemand suchte hinter jenen unübersteiglichen Gebürgen noch ein so anmuthiges und fruchtbares Thal, und kein Mensch hatte noch jene Hohlung bemerkt, durch welche man hinein kommen konnte. Wenigstens hatte es noch niemand gewagt, dieselbe näher zu untersuchen. Als aber die Spanier das Peruanische Reich zerstörten, und besonders die ganze Familie der Inca auszurotten suchten, verbargen sich einige Flüchtlinge, aus jenem unglücklichen Lande, die einen jungen

Inca bey sich hatten, in diese Hohlung vor der Wuth ihrer barbarischen Feinde. Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte sie hernach tiefer in die Gebürge einzudringen, und so fanden sie endlich den Ausgang in jenes lachende Thal wieder, welchem sie nun voll Entzücken zueilten.

Sie untersuchten das Land und fanden sich hier von der Natur selbst vor allen Verfolgungen ihrer Feinde gesichert. Einige wagten es sogar durch die Hohlung wieder heraus zu gehen, und sie trafen bald noch mehrere ihrer unglücklichen Brüder an, die dem Schwerd der mordbegierigen Spanier entgangen waren, und unstät und flüchtig im Lande umherschweiften. Bald sammlete sich nun eine beträchtliche Anzahl solcher Flüchtlinge in jener glücklichen Freystadt; sie richteten hier eine Colonie auf, und stifteten in der Folge ein kleines Reich, nach dem Muster des großen Peruanischen, das die Spanier verwüstet hatten. Den jungen Inca, den sie noch vor der Wuth, ihrer Tyrannen gerettet hatten, machten sie zu ihrem König, und vermählten ihn mit ei-

ner

ner jungen Peruanerin, die ebenfalls von der Familie der Inca abstammte, und noch mit aus den Trümmern der allgemeinen Zerstörung hervorgezogen worden war. Auf diese Weise bekamen sie auch ihren alten königlichen Stamm wieder: denn die Söhne jenes Inca mußten sich, nach den Grundsätzen der Religion wieder mit ihren Schwestern verheirathen. In der Folge fehlte es ihnen denn auch nicht mehr an Inca's, welchen sie die vornehmsten Staatsbedienungen ihres Reichs anvertrauen konnten.

Groß war übrigens ihre Furcht noch immer vor der spanischen Unterjochung, und unversöhnlich ihr Haß, gegen diese in ihren Augen verabscheuungswürdige Nation. Das erste also, was sie thaten, um ihr Land vor dem Ueberfall dieser ihrer Tyrannen zu sichern, war die Aufführung jenes festen Schlosses, das sie gerade vor der Hohlung hinbauten, die allein den Zugang zu ihnen eröfnete. Sie befestigten es mit einem eisernen Thore, und stellten eine immerwährende Wache davor, die ohne Befehl des Königs niemand

hineinlassen durfte. Anfänglich wurde auch keiner wirklich menschlichen Seele der Zutritt zu diesem Land verstattet. In der Folge mangelten ihnen aber doch mancherley Bedürfnisse, die sie gegen die Produkte ihres Landes vertauschen wollten, und daher entspann sich endlich eine Art von Handel mit den Spaniern, die sich nun einmal im ganzen Peruanischen Reiche ausgebreitet hatten. Doch wurde, auch dieses Handels wegen, nie eine Mannsperson von der Spanischen Nation in das Land gelassen. Nur dem Frauenzimmer verstattete man den Eingang. Jedoch durften auch von diesen kaum ihrer zwey oder drey auf einmal herein, und durch die schärfsten Gesetze hatte man dafür gesorgt, daß solches keinen schädlichen Einfluß auf die Nation haben durfte. Wer z. B. über der vertrauten Gemeinschaft mit einer Spanierin angetroffen, oder dessen durch Zeugen überführt wurde, hatte das Leben verwürkt. Nur die Heirath mit der Theilnehmerin seines Verbrechens konnte ihn davon befreyen; aber dann mußte auch entweder die Spanierin die Religion des Landes annehmen, oder der Eingebohrne, der

sie

sie heirathete, wurde auf immer aus dem Lande verwiesen. Von diesem Gesetze war niemand, auch kein Inca ausgeschlossen; ja, die Todesstrafe wurde an den Vornehmern fast noch strenger und schneller vollzogen, als an den Niedrigern.

Ihre Religion war zwar in den Hauptgrundsätzen auf die alte Peruanische gebauet; sie verehrtem nämlich die Sonne, und hielten ihre Inca's für Abkömmlinge dieses Gestirns. Ihre Gesetze waren ein Theil der Religion, und der regierende Inca, oder König war der Oberpriester der Sonne. Nur darinnen wichen sie von ihren Vorfahren ab, daß sie die Sonne nur mit einiger Einschränkung göttlich verehrten. Man weiß nicht, ob die Grundsätze des Christenthums sich gewissermaßen von den Spaniern zu ihnen geschlichen hatten, oder wodurch sie sonst zu dieser Erleuchtung gekommen waren. Kurz, sie glaubten und verehrten vor der Sonne noch ein unsichtbares höchstes Wesen, welchem sie allein die Herrschaft über die Welt zuschrieben. Die Sonne aber hielten sie mit Recht für ein Geschöpf

jenes höchsten Wesens, das aber doch unmittelbar von ihm ausgegangen, und dazu vorhanden sey, um die Würkungen und die Macht ihres Urhebers auf der Erde auszubreiten. Ihre Inca's, glaubten sie, wären Abkömmlinge der Sonne, und folglich auch, wie sie göttlichen Ursprungs und göttlichen Wesens. Sie verehrten dieselbe wie Heilige: desto weniger durften sich aber auch diese ihre Halbgötter von den Gesetzen des Landes ausschließen, um der Nation mit guten Beyspielen voranzugehen.

Von ihrer Regierung, ihren Landesverfassungen, und ihren besondern Gesezzen, ausführlich hier zu handeln, gehöret nicht in diese Geschichte. Nur von der königlichen Würde, und von der Nachfolge darinnen muß ich noch einige Worte sagen. Niemand konnte König seyn, als wer zur Familie der Inca's gehörte. Gieng, nach ihrem Glauben, ein König in den Schooß seiner Mutter der Sonne, zurück, das heißt, wenn er starb, so folgte nicht der älteste, sondern der jüngste seiner Söhne in der Regierung, im Fall ihrer näm-

nämlich mehrere vorhanden waren; die älteren aber bekleideten die ersten Minister-stellen. Hatte der verstorbene König gar keine Söhne, so folgten ihm seine Brüder, wobey aber auch der ältere allemal dem jüngeren nachstehen mußte. Fehlte es auch an Brüdern, so kamen die Brüderssöhne dran, und so immer weiter die nächsten Blutsfreunde nach der Nähe ihrer Verwandschaft mit dem Verstorbenen.

Einer ihrer Könige mit Namen Athaliba hatte nur einen einzigen Prinzen, der Huilpa hieß. Es war der schönste und liebenswürdigste Jüngling im ganzen Lande. Doch nicht bloß die Reize seiner Gestalt; auch seine Seelen-Eigenschaften, machten ihn zum Gegenstand der allgemeinen Verehrung. Man hielt ihn für einen der weisesten und helldenkendsten Prinzen seines Hauses. Die ganze Nation heftete ihre Blicke auf diesen erhabenen Sohn der Sonne, und jedermann erwieß ihm fast göttliche Ehre. Vom Karakter war er sanft, leutselig, wohlthätig, und herablassend; vom Temperament aber, feurig, standhaft, und dem Gefühl für

Schönheit, und Vergnügen offen. Schon nahm er an der Regierung des Landes mit Antheil, und allgemein hielt man ihn für den künftigen Beherrscher des Reichs.

Im zwanzigsten Jahre seines Alters stand Huilpa, als seine Mutter die Königin starb. Sechszig Jahr alt war sein Vater Athaliba, als dieser Todesfall sich ereignete und überdieß von schwächlicher Gesundheit. Aber dennoch verbanden ihn die Gesetze des Landes, sich wieder zu vermählen: denn kein Inca durfte unverheirathet sterben, wenn er schon im männlichen Alter stand. Auch mußte er jedesmal eine solche Gemahlin wählen, die zur Fruchtbarkeit noch Hofnung gab. Athaliba vermählte sich also mit der Tochter eines Inca, die dreyßig Jahre alt, und dabey von blühender Gesundheit war. Nichts destoweniger aber hatte er schon vier Jahr im Ehestand mit ihr gelebt, und noch zeigte sich keine Spur von Fruchtbarkeit an ihr. Athaliba wurde immer schwächlicher, und niemand erwartete nun noch einen Thronerben, als den schon vorhandenen Huilpa, der bereits die

Her-

Herzen der ganzen Nation an sich gefesselt hatte.

Um dieselbe Zeit wohnte zu Quito, der alten peruanischen Residenz ein vornehmer spanischer Handelsherr, der sich Don Alphonso de Gabachos nannte, und aus einem der ersten adelichen Geschlechter in Spanien abstammte. Er besaß unermeßliche Reichthümer, und trieb einen ausgebreiteten Handel durch ganz Amerika, und nach Europa und Asien. Dieser Mann hatte fünf Töchter, die wegen ihrer Schönheit, und vortreflichen Erziehung im ganzen Lande berühmt waren. Die drey älteren waren schon mit andern angesehenen Männern verheirathet. Von den beyden jüngern aber führte die erste das Hauswesen ihres Vaters, weil seine Gemahlin gestorben war, und die zweyte stand ihm in den Geschäften seiner Handlung bey.

Isabelle, so hieß die letztere, übertraf weit an körperlichen Reizen noch ihre ältere Schwestern. Alle ihre Kräfte schien die Natur aufgeboten zu haben,

um in ihr die Würde der Menschheit mit einem Meisterstück zu krönen, das alle Welt zur Anbetung und Bewundrung hinreissen sollte. Ein majestätischer Wuchs und ein fast königlicher Anstand zeichnete Isabellen vor allen andern Damen zu Quito, wie die Sonne unter den Sternen, aus. An ihrer edlen Bildung fand auch der eigensinnigste Kenner keinen Zug, der nicht zur Verherrlichung des Ganzen zu gehören schien. Niemand konnte dem Blick ihres großen, schwarzen Auges widerstehen, ohne von der Gluth desselben zermalmet zu werden. Ihr Haar glich der Schwärze des Rabenfittiges, und der Weichheit der feinsten Seide. Mit der Weisse des Schnees, schien ihre Farbe noch um den Rang zu streiten, und die vollblühendste Rose schien sich vor der Röthe ihrer Wangen zu schämen.

Aber alle diese Schönheiten hätten doch nur gleich, einem treflichen Gemälde, blos die Sinne gereizet, und die Einbildungskraft beschäftiget, wär' ihr Verstand nicht der Aufmerksamkeit des Weisen, und ihr Herz der Liebe des grösten Menschenfreun-

des

des werth gewesen. Weil ihre Lehrer einen außerordentlichen Hang zu Wissenschaften bey ihr verspürten, so wurde bey ihrer Erziehung nichts vernachläßiget, um diesen Trieb zu nähren, und ihren Verstand durch allerhand gute Kenntnisse auszubilden. Besonders lernte sie vielerley lebendige Sprachen, und darunter auch die Landessprache, nemlich die peruanische. Sie hieng mit so vieler Begeisterung an dieser Sprache, daß sie es zur größten Vollkommenheit darinnen brachte, und sie eben so fertig schreiben als lesen lernte. Wie schwer beydes einer Europäerin ankommen mußte, ist leicht zu begreifen, wenn man aus der Geschichte weiß, daß jene Nation gar keine Buchstaben hatte, sondern von Holz geschnizte Figuren, ganze Wörter bedeuteten, und diese an einander gehängt, eigentlich die Schrift ausmachten. Und dennoch gab Isabelle in dieser Kunst den Eingebornen des Landes kaum etwas nach.

Die Gefühle ihrer Seele erreichten den höchsten Grad der Menschenfreundlichkeit und Güte. Ganz Liebe und ganz Zärtlich-

keit

keit drang ihr einnehmendes Wesen jedem, der sie sahe, ans Herz, und niemand konnte dem Zauber ihrer Worte, worinn sich oft ihre ganze himmlische Seele mahlte, widerstehen. Bald werden wir die ganze Kraft dieser ihrer ausgezeichneten Eigenschaften gewahr werden: denn sie erwarben ihr die Verehrung eines königlichen Hauses, und die Huldigung einer Nation, die doch gegen alles, was nur den Namen Spanier führte, eingenommen war.

Die Keritaner — denn Kerita nennte die Peruanische Colonie, die wir oben beschrieben haben, ihr Land und ihre Hauptstadt — besaßen in ihren Gebürgen eine vortrefliche Art von Steinen, die geschliffen werden konnten, und woraus sich hernach allerhand Geräthschaften machen ließen, die von den Spaniern mit Begierde erhandelt, und nach Europa versendet wurden. Mit diesen Steinen beschloß nun auch der Vater unserer Isabelle seine Handlung zu bereichern. Um aber nun eine Menge derselben gegen europäische Waaren einzutauschen,

mußte

mußte er in Person jemanden nach Kerita senden, der dieses Geschäft dort zu Stande bringen konnte. Er wählte seine Tochter Isabellen dazu, theils, weil keine Mannsperson nach Kerita gelassen wurde, und theils, weil er hoffte, daß Isabellens glänzende Eigenschaften die Herzen der Keritaner bezaubern, und ihm einen desto vortheilhafteren Handel mit ihnen zuwege bringen würden. Ueberdieß verstand sie die Sprache des Landes vollkommen; niemand schickte sich also besser zu diesem Geschäfte, als sie.

Mit vielem Vergnügen unternahm sie diese Reise. Fremde Nationen zu sehen, und dadurch ihre Welt- und Menschenkenntniß zu erweitern; dieß kam überhaupt ganz mit ihrer Wißbegierde und mit ihrem Karakter überein. Nur eine einzige weibliche Bediente begleitete sie, außer zwey Mannspersonen, welche die Waaren fuhren, die sie gegen die keritanischen Steine vertauschen sollte.

Als sie vor jenem Schloße, das den Eingang nach Kerita versperrte, ankam,

wurde sie von der Wache über ihr Geschäfte befraget, und nach Erklärung der Absicht ihrer Ankunft, sogleich mit ihrer Bedienten hineingelassen. Der Wagen mit ihren Waaren wurde aber erst untersuchet, ob keine Menschen darauf versteckt wären? und dann von den Keritauern selbst hinein ins Land geschaft; die Männer hingegen, die Isabelle bey sich gehabt hatte, mußten sich wieder zurück begeben, und wurden zu einer bestimmten Zeit, wieder zu kommen, beordert.

Man führte Isabellen in die Residenzstadt Kerita, wo sie sich ihres Geschäfts halber beym Könige melden mußte; denn die Steine, welche sie eintauschen wollte, gehörten zu den königlichen Regalien. Der König hatte die Pflicht auf sich, jeden, der ein Anliegen bey Hofe hatte, selbst anzuhören. Hielten ihn aber unübersteigliche Hindernisse davon ab, so mußte es der oberste Staatsbediente an seiner Statt thun, und dieser war allemal der Thronfolger.

Nun war Athaliba gerade unpäßlich, als unsre schöne Spanierin sich bey ihm um Audienz melden ließ. Der Prinz Huilpa bekam also den Auftrag ihr Anbringen zu vernehmen, und persönlich mit ihr zu sprechen. Sie erschien vor ihm, und schon ihr Anblick brachte jenes angenehme Staunen, das die erste Ueberraschung der Liebe bezeichnet, in ihm hervor. Es entzückte ihn, daß sie die Sprache seiner Nation so gut sprechen, und sich so edel darinnen ausdrücken konnte. Jedes Wort von ihr gab ihm einen himmlischen Laut, und machte den tiefsten Eindruck auf sein Herz. An dem Glanze ihrer schönen Augen, und an dem bezaubernden Anstande aller ihrer Bewegungen weidete er sich, so lange sie vor ihm kniete, und ihre Anrede an ihn hielt. Er unterbrach sie nicht: denn er hätte ihr mit Freuden noch eine ganze Stunde zugehöret.

Es war, wie man eben gesehen hat, bey dergleichen Audienzen gewöhnlich, daß der Bittende vor dem Könige, oder dessen Stellvertreter knien mußte, und nie wurde davon eine Ausnahme gemacht,

als wenn jener zur Familie der Incas gehörte. Auch Ausländer mußten sich diesem Gebrauch unterwerfen. Isabelle blieb also auf ihren Knieen liegen, als sie ausgesprochen hatte, um nun auch so die Antwort des Prinzen zu vernehmen. Aber Huilpa stieg von dem Thronsessel, worauf er saß, herab, faßte Isabellens Hand, und sagte:

„Schöne Tochter der Natur! dein Ansehen und deine Manieren geben zu erkennen, daß du aus dem Geblüt irgend eines Großen in deinem Vaterlande entsprossen seyn mußt. Ich würde dich für eine Tochter der Sonne halten, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß nur die Inca's von diesem göttlichen Gestirn abstammen. Indeß ziemet mir es doch nicht, dich länger zu meinen Füßen zu sehen. Steh also auf, und setze dich an meine Seite, daß mir der Glanz deiner Schönheit näher sey! denn du bist rein, wie die Sonne, und deine Augen gleichen der Pracht der Himmels-Gestirne. —

Obgleich Isabelle mit dem hohen Tone schon bekannt war, dessen sich die Nation auch bey ihren Galanterien zu bedienen pflegte, so rührte sie doch die Schmeicheley, die ihr Huilpa über ihre Schönheit machte, so sehr, daß ihr eine Thräne in die Augen trat, und daß sie ihm antwortete:

„Sie erweisen mir zu viel Ehre, erhabener Inca! wenn Sie mich mit den edlen Töchtern der Sonne vergleichen. Ich fühle nur zu lebhaft den Abstand meines Wesens von Ihrem göttlichen Geschlecht, und es würde daher zu viel Kühnheit von mir seyn, wenn ich mich unterstünde, mich neben einen Sohn der Sonne zu setzen.

Aber Huilpa versetzte:

„Du wirst mich beleidigen, wenn du mir meine Bitte abschlägst: denn ich fühle, daß ich dich hochschätze; mein Herz ist von den Strahlen deiner Reize gerührt; ich vergesse, daß du eine Spanierin bist; ich sehe, du bist edleren Ursprungs, als jene

grausamen Pizarro's, deren Andenken in der Geschichte unsres Reichs ewig verflucht seyn wird."

Er faßte noch einmal ihre Hand, hob sie auf, und ließ sie neben sich auf einen Stuhl setzen. Nun sprachen sie anfänglich von Isabellens Geschäften, wobey ihr denn der Prinz alles mögliche zugestand, was sie wünschte. Nach und nach aber wurden sie auch vertrauter gegen einander, und Huilpa verfiel endlich ganz in den Ton der Zärtlichkeit, die er sehr offenherzig Isabellen gestand. Als sie Abschied nehmen wollte, sagte der Prinz:

„Ich bitte dich, schöne Sterbliche, daß du künftig mit in dem Pallaste des Königs wohnest, und so lange bey uns bleibst, als wir es von dir verlangen. Ich werde dich morgen zu meiner Mutter der Königin führen. Sie wird dich lieben, und mit mir darüber erstaunen, daß unter der spanischen Nation eine so reine Tochter der Natur mit so himmlischen Reizen geboren werden konnte. —

Sogleich wurden Isabellen zwey Zimmer in dem Pallaste des Königs angewiesen; sie bekam königliche Bedienten zur Aufwartung. Der König Athaliba verehrte sie so sehr, als Huilpa, und die Königin gewann sie so außerordentlich lieb, daß sie solche unaufhörlich um sich hatte, und nichts mehr beklagte, als daß Isabelle eine Spanierin war, und daß ihre Bestimmung sie bald wieder von Kerita entfernen mußte.

Inzwischen stieg auch die Leidenschaft des Prinzen für sie alle Tage höher. Bald konnt' er keinen Tag mehr leben ohne sie zu sehen, und ihre Gesellschaft war ihm eine Seeligkeit, die er um seine künftige Krone nicht vertauscht hätte. Was er alles für sie fühlte, mag man aus folgendem Briefe beurtheilen, den er einst an sie schrieb, als sie ihm, auf seinen Befehl, einen Besuch in seinem Pallaste gemacht hatte.

Aufschrift.

„An die schöne Isabelle, die Seele „meiner Seele, welche, dem Frühlinge an „Reizen und Erquickungen gleich, unauf-

 hör-

„hörlich mein Herz mit Wonne und Ver-
„gnügen erfüllet. —

„Friede sey mit dir! denn du bist lieb-
„licher, als der Abendwind, süßer als die
„schönste Frucht meiner Gärten, weisser
„als die Oberpriesterin der Sonne, geist-
„reich, wie Vater Inca, getreu deinen
„Freunden, und der Stolz deines Hau-
„ses! das höchste Wesen, und die Son-
„ne, mögen dich beschützen, und dich
„mit immerwährenden Freuden des Le-
„bens überströmen!

„Seitdem du hoher und himmlischer
„Gegenstand aller Gedanken meiner See-
„le, mich gestern verließest, ist doch deine ent-
„zückende Schönheit nicht von mir ge-
„wichen; noch durchdringen die Strah-
„lenblicke deiner klaren Augen meinen
„Geist, sowohl als mein Herz. Mit nichts
„beschäftiget sich meine Phantasie, als
„mit deiner göttlichen Gestalt, mit den
„Rosen, die deine Wangen schmücken,
„mit den vollen Locken deines raben-
„schwarzen Haares, und mit all' deinen
„übrigen Reizen, bey welchen ich die
„Schön-

„Schönheiten Kerita's vergesse, die „schnellfüßigen Tänzerinnen des Hofs „nicht achte, und den göttlichen Gesang „unserer Sonnenpriesterinnen nicht mehr „hören mag. Ach! und wenn sie mich „einsingen wollten des Abends um meinen „Schlaf zu versüßen, und meine Träu„me mit lachenden Bildern zu beschäfti„gen, so möcht' ich doch dieß alles nicht „sehen; denn nur mit Seufzern nach dir, „schöne Isabelle, will ich meine Nächte „zubringen. Ich schwöre dir bei der Hei„ligkeit der Sonne, und bey dem Na„men unsers Vaters Inca, daß ich lie„ber des grausamsten Todes sterben, als „das Andenken an die anbetungswürdi„ge Isabelle aus meinem Herzen ver„bannen will."

„Ich rede im Geiste mit dir; ich um„arme dich, du süsser Gegenstand meiner „täglich von neuem auflebenden Wünsche; „und ich bitte dich, daß du auch an mich „denken, und mir niemals deine Liebe „entziehen mögest. Ach! wie unendlich „glücklicher ist dieser Brief, als ich es „seyn werde! ihn werden die zarten Fin-

„gerspitzen meiner reizenden Isabelle be„rühren, er wird sich ihren Korallenlip„pen nähern, und im Lilienfelde ihres „Busens ruhen, welches mein entflamm„ter Mund zu seinem beständigen Aufent„halte wünschet. Ach, Isabelle! wenn „wirst du mir vergönnen, daß ich in „deinen Armen das allmächtige Feuer „meiner Liebe löschen darf?

„Dieß schreibt dir Huilpa, Sohn „der Sonne, Erbe des Reichs Kerita, „welches der Vater meiner Eltern be„ständig in seinem Schutze behalten „wolle! —

Ungerührt blieb in der That Isabelle nicht von der Liebe eines Prinzen, der das edelste Herz besaß, und an Schönheit seines Gleichen suchte. Aber doch sah sie auch die Gefahr wohl ein, welcher sie und Huilpa dabey ausgesetzt waren. Der Prinz verband mit seiner Liebe ziemlich sinnliche Empfindungen, und was sollte dann aus ihm und ihr werden, wenn die Sinnlichkeit sie überraschte? — Die scharfen Gesetze des Landes gegen die Spanische

Nation waren ihr zu bekannt, als daß die Furcht davor ihrer Liebe zu Huilpa nicht hätte Gränzen setzen sollen.

Ganz aber konnte sie sich doch auch nicht sogleich davon losmachen: denn die königliche Familie hielt sie in Ehren, und Athaliba schickte selbst einen Gesandten nach Quito an ihren Vater, um Isabellen Erlaubniß auszuwürken., daß sie noch einige Zeit an seinem Hofe bleiben durfte. Don Gabachos willigte gern darein, weil er nicht nur überzeugt war, daß sich Isabelle in guten Händen befand, sondern sich auch von ihrem Aufenthalte zu Kerita, wichtige Vortheile für seinen Handel versprach.

Der König und seine Gemahlin merkten zwar bald, wie heftig Huilpa die schöne Spanierin liebte; aber sie befürchteten doch weiter keine üblen Folgen von seiner Liebe, weil sie sich nicht vorstellen konnten, daß der Prinz in ihren Armen die Gesetze des Landes und der Religion vergessen würde. Ueberdieß war schon die Tochter eines gewissen Inca zu seiner Ge-

mahlin bestimmt; aber die Religion erlaubte es nicht, daß er eher, als bis nach der völligen Verbindung, mit ihr umgehen durfte. Und hierzu war sie noch zu jung; sie wurde also inzwischen von den Priesterinnen der Sonne erzogen, und Huilpa bekam sie nie als an hohen Festen der Religion zu sehen.

In der Hofnung nun, daß Huilpa gar nicht einmal fähig sey, seine Liebe zu Isabellen aus dem gehörigen Gleiße treten zu lassen, vergönnte ihm die Zärtlichkeit seines Vaters gern das Vergnügen, sein Herz an ihren Reizen zu weiden, und seinen Geist im nähern Umgange mit ihr auszubilden: denn ihr Verstand war freylich so weit über die Bildung der Nation erhaben, daß sich niemand im ganzen Reiche mit ihr messen konnte.

Gleichwohl erregte Isabellen die Achtung, worinn sie, als eine Spanierin bey Hofe stand, eben so viel Neider unter den Eingebornen, als die Patrioten bereits anfiengen, von großen Gefahren zu träumen, die sie von Huilpa's

Liebe zu jener Fremden sich über das Reich aufthürmen sahen. Man beobachtete also sein Betragen gegen sie mit der grösten Wachsamkeit, und man glaubte um so mehr hierzu berechtiget zu seyn, weil Huilpa der Thronfolger war, und auf ihm die Ruhe und die Sicherheit des Reichs beruhte. Es fehlte daher auch nicht an heimlichen Kundschaftern, durch welche die Inca's alle Tritte und Schritte des Prinzen ausspähen ließen.

Inzwischen fiengen doch auch beyde Liebende an, bisweilen die Verhältnisse, worinn sie gegen einander standen, zu vergessen, und ihrer Tugend gebrach es würklich bisweilen an Kräften, den Reizen der Sinnlichkeit gänzlich zu widerstehen. Doch noch hatte Isabelle das Feuer des Prinzen zu dämpfen und seine Liebe in Schranken zu erhalten gewußt.

Die Zeit nahte heran, wo sie endlich wieder nach Quito zurückkehren mußte, und dann — glaubte sie — würden ihre Prüfungstage ihr Ende erreichen. Allein vor dieser Zeit fiel noch das große Son-

nenfest ein, das ganzer vier Wochen nacheinander dauerte.

Jedermann pflegt sich während dieses Festes den rauschendsten Vergnügungen zu überlassen, und niemand darf den andern darinnen stören. Am Hofe wurden also auch täglich die glänzendsten Lustbarkeiten gehalten. Besonders ermangelte Huilpa nicht, sie für Isabellen zu erhöhen, und sie sogar an den Vergnügungen, die nur der königlichen Familie bestimmt waren, Theil nehmen zu lassen. Immer befand sie sich in seiner Gesellschaft, und im allgemeinen Taumel der Freude fehlte es nicht an Gelegenheiten, wo sie allein beysammen seyn, und sich die Empfindungen ihrer Herzen gegen einander, mittheilen konnten.

Man weiß schon, wie sehr glänzende Lustbarkeiten, die Sinnen zu berauschen pflegen. Oft erliegt dann die Kraft der menschlichen Seele unter diesem Rausche, und im Taumel der Freude schlummert die Tugend nicht selten im Todtenschlafe ein.

So befanden sich Huilpa und Isabelle eines Abends auch mit bey einer Erleuchtung der königlichen Gärten, die von beträchtlicher Größe sind. In einer Art von Pavillon, der mitten im Garten stand, war Musik für die königliche Familie, welche die ganze Nacht hindurch dauerte. In einem andern großen Gebäude wurden Schauspiele und Tänze, von den Hofschauspielern und Tänzern aufgeführt; und wieder in einem andern Hause war Ball für die königliche Familie und für die Großen des Reichs. Jedermann nahm nun an diesen verschiedenen Lustbarkeiten seinen Antheil: von einer zur andern giengen der König, und seine Gemahlin; Huilpa aber liebte die Musik vor allen andern Vergnügungen, er hielt sich also fast immer in dem großen Pavillon auf, wo die Konzerts gehalten wurden. Isabelle gesellte sich anfänglich mehr zur Königin. Als aber diese hernach aus dem Pavillon weggieng, um in dem andern Hause die Schauspiele und Tänze mit anzusehen, kam Isabelle von ungefähr von ihr ab, und verlohr sich im Gedränge der Menge Zuhörer, die zugegen waren.

Bald stieß sie auf den Prinzen, der sie zwar nicht gesucht hatte, sich aber doch heimlich freute, sie allein, und ohne die Königin zu finden. Er nahm sie am Arm, und unterhielt sich mit ihr über die Schönheit der Musik, und über die Empfindungen, die sie in seiner Seele belebt habe.

Da er aber gewahr wurde, daß man ihn scharf beobachtete, so gieng er mit Isabellen in ein anderes Zimmer, wohin sich niemand begeben durfte, als der König und die königlichen Prinzen. Dieses Zimmer war so gebaut, daß man die Musik, vermittelst versteckter Oefnungen darinnen hören konnte, ohne daß man nur das geringste davon sah, oder von jemanden gesehen werden konnte. Die Wände desselben waren mit Goldblech belegt, und in der Mitte des Zimmers hiengen künstliche Lampen, die es, wie Kronleuchter, erleuchteten. Diese Leuchter warfen nun auf die Wände einen so blendenden Glanz, daß man in lauter Licht und Feuer versenkt zu seyn glaubte.

Mitten im Zimmer stand eine Art von Sopha, der so weich und elastisch war, als ob er ausdrücklich für geheime Unterhaltungen der Liebe bestimmt zu seyn schiene. Man kann sich vorstellen, welcher Gefahr Huilpa und Isabelle sich aussetzten, als sie im stärksten Ausbruch ihrer Liebe, sich in dieses Zimmer begaben, und sich neben einander auf jenen wollüstigen Sopha hinsetzten. Wie vom Himmel herab, und in angenehmer Entfernung, berauschten sie die harmoniereichen Töne eines Chors, worinnen die grösten Künstler des Landes wetteiferten. Wie im Genusse der Seeligkeit taumelten sie dahin, und den Abglanz ätherischen Lichts schien die blendende Erleuchtung um sie her zu werfen. Und dennoch waren sie so einsam, und dem Anschauen ihrer eigenen Reize so ganz überlassen; besonders übertraf Isabelle an diesem Tage das Ideal aller menschlichen Schönheit. Ihre Augen glühten von Feuer und gaben einen Glanz von sich, wie die Diamanten, die in ihren schwarzen Haaren, wie Sterne am Mitternachtshimmel prangten. So schön ihre Wangen blühten, eben so glich die

Weisse

Weisse ihres Halses und Busens, dem Schneegebürge, dessen Glanz sich in den Strahlen der Sonne vervielfältiget. Die Flamme der Liebe durchloderte ihre Adern, und ihr Blut wallte nach Entzückungen, die sie nie noch gekannt, nie noch genossen hatte.

Eben so gieng es auch dem vom Rausche der Liebe und der Musik so ganz hingerissenen Huilpa. Er drückte Isabellen in seine Arme, ruhte mit seiner Wange, auf der Höhe ihres Busens, dessen Bebungen sein ganzes Wesen erschütterten, und schmachtend blickte sein Auge nach dem ihrigen auf, worinnen er die Klarheit des Himmels zu sehen glaubte.

„Ach, Isabelle!

sagte er indem er ihre Marmorhand an sein Herz drückte,

„welch' unbeschreibliches Entzücken durchströmet mich! — wie unermeßlich liebe ich dich! — hat jenes Leben noch größere Freuden, als die, in deinen Armen zu liegen, so must du sie mit mir theilen:

len: denn ohne dich würden sie mir keine Seeligkeit seyn.

Unsere Spanierin dachte nicht mehr daran, seinen Entzückungen Einhalt zu thun. — Sie liebte den Prinzen so zärtlich, als er sie. — In dieser ihrer Lage — war es wohl ein Wunder, daß sie Tugend und Weißheit vergaß? — daß sie in der Wärme ihrer Empfindungen, der Sinnlichkeit völlige Gewalt über sich ließ? — Auch Huilpa verlor den Gedanken, daß er ein Peruaner, ein Inca, und Thronfolger des Reichs war. Nicht die Spanierin mehr; nur das Mädchen, das sein Herz gefangen hielt, nur die Schönheit, die sein Blut entzündete, sah' er in Isabellen, und die Gesetze seiner Religion erstarben bey dem Feuer seiner Leidenschaft, die, wie ein unaufhaltbarer Strom, alles, was ihr im Wege stand, mit sich dahin schwemmte.

Wir wollen länger nicht bey einem Gemälde verweilen, dessen Detail für manche Leser zu verführerisch werden könnte. Den Kenner des menschlichen Herzens

zens wird es nicht befremden, wenn er erfährt, daß die Tugend unsrer Liebenden ihrer Zärtlichkeit unterlag — daß sie im wollüstigen Genuße ihres Glücks dahinstarben, und nur für sich und ihre Empfindungen fühlbar, das Rollen des Donners nicht hörten, der ihnen die Annäherung eines Wetters verkündigte, von welchem sie sich freylich nicht hätten sollen überraschen lassen. Aber gemeiniglich schläft der Mensch dann am ruhigsten, wenn ihm das Ungewitter am nähesten ist.

So lagen auch Huilpa und Isabelle noch im Rausche ihrer Liebe, Brust an Brust, und Lippe an Lippe geschlossen, da auf dem Schlachtfelde, wo eben ihre Tugend die gröste Niederlage erlitten hatte, als die Thür des Zimmers geöfnet wurde, und der König hereintrat. Nie wäre zwar Athaliba auf den Einfall gekommen, dieses geheime Zimmer jetzt zu besuchen: denn er war ein größerer Liebhaber von Schauspielen und Tänzen, als von der Musik, und da die Schauspiele die ganze Nacht hindurch dauerten, so würde er sich gewiß nicht sobald davon entfernt ha-

haben. Dieß wußte auch Huilpa wohl, und er glaubte sich dann um so mehr, vor jeder Ueberraschung gesichert, da jenes Zimmer, außer ihm, niemand als der König, betreten durfte. Aber einige Incas, die den Prinzen mit Isabellen in das geheime Zimmer hatten gehen sehen, und dasjenige leicht ahnden konnten, was den beyden Liebenden darinnen begegnete, benachrichtigten den König davon, und ermahnten ihn, auf seiner Huth zu seyn, daß der Prinz in Isabellens Armen nicht seine Tugend sinken lassen möchte. Der König kam also würklich bloß in der Absicht, seinen Sohn vom nahen Falle noch zu retten. Aber er kam zu spät. Die Verfassung, worinn er die beyden Liebenden fand, belehrte ihn leicht von der traurigen Wahrheit, daß das Unglück bereits geschehen war.

Von der ganzen Allgewalt des Schreckens ergriffen stand er wie betäubt, da, als jener ihm so furchtbare Auftritt sich seinen Augen eröfnete. Gefaßter als er aber war Huilpa selbst. Kaum sah er den König vor sich, so ließ er Isabellen aus seinen Armen, und sank dem Athaliba zu Füßen.

„Mein König, und mein Vater!“ sagte er, „ich habe eben die größte Seeligkeit meines Lebens genossen, aber ich muß sie nun auch mit meinem Leben bezahlen. Hier bin ich, Vater! bereit nach den Gesetzen des großen Inca zu sterben. Willig gebe ich mich zur Versöhnung der Religion, und der Gesetze dahin. Nur aber, mächtiger Inca und König! bitte ich um Ihre Verzeihung, und um Schonung dieses edlen Weibes, das mir ihre Tugend aufopferte, und unschuldig Theil an meinem Verbrechen nahm.

Dem König traten die Thränen in die Augen; er liebte seinen Sohn, der die Hofnung seines Alters, und die Stütze des Staats war, und dieser Sohn sollte nun auf dem Blutgerüste sterben; — war es wohl ein Wunder, wenn ihn dieser Schlag härter traf, als ob man ihm selbst den Tod angekündiget hätte? — er antwortete mit unbeschreiblicher Rührung:

„Hast du denn nichts zu deiner Entschuldigung zu sagen, mein Sohn? —

„Nichts, mein Vater!“ versetzte Huilpa, „wenn mich die Liebe nicht ent-

schuldigen kann. Isabelle ist eine Spanierin; ihre Umarmungen waren zu süß, als daß ich sie nicht vor aller Welt bekennen sollte; und was dann die Gesetze der Religion wollen, das weiß der König, der über die Rechte der Nation wachen muß. Nur um Ihre Verzeihung, als Vater, bitte ich noch einmal, Sohn der Sonne!

„Du hast sie," Huilpa! sprach Athaliba, „der Vater der Sonne gebe mir Kräfte, die Pflichten ihres Priesters, und Königs meines Volks an dir zu vollbringen."

Er hob ihn von seinen Füssen auf, umarmte ihn, und rief die Wache herbey, um ihn ins Gefängniß der Staatsverbrecher zu führen. Isabelle aber war bey dem Anblicke des Königs in Ohnmacht gefallen. Eben kam sie erst wieder zu sich, als man den Prinzen wegführen wollte. Sie stürzte zu den Füssen Athalibas, und bat um das Leben ihres Geliebten. Aber der König hob sie auf, und sagte:

„Huilpa ist des Todes schuldig. Deine Vorbitte kann ihn nicht retten. Begieb dich zur Königin! es wird dir kein

Leid wiederfahren: denn du bist den Gesetzen meiner Staaten nicht unterworfen.“

Sie sank in die Arme des Prinzen, der ihr Ergebung, und Standhaftigkeit empfahl, und mit den Worten von ihr Abschied nahm:

„Leb wohl, du Krone meines Lebens! Bete zu jenem höchsten Wesen, dem Vater der Sonne, den wir alle verehren, daß er mich in sein Reich aufnehme, wo wir uns einst wieder finden werden!“ —

„Ich werde dich nicht überleben, Huilpa!“ antworete Isabelle, „will die Religion der Inca deinen Tod, so muß sie auch den meinigen wollen. Wer kann es mir wehren, wenn ich mit dir sterben will?“ —

Der König ermahnte sie zur Trennung: denn Isabelle hieng unbeweglich an Huilpa's Halse. Der Prinz drückte ihr noch einige Küsse auf den Mund, und folgte der Wache, die ihn von dannen führte. Isabellen aber brachten zwey Inca's zur Königin, die sie so lange in Schutz nahm, bis sie aus dem Reiche gebracht werden sollte.

So lange das Fest der Sonne noch

dauerte, durfte keine Todesstrafe vollzogen werden. Der Prinz bekam also noch einige Wochen Frist zum Leben: denn ausserdem hätt' ihn der König schon den dritten Tag darauf hinrichten lassen müssen. Inzwischen richtete doch dieser unglückliche Vorfall unter der Nation eine große Verwirrung an. Allgemein ehrte man zwar die Gesetze der Religion, und niemand wagte es, der Aufrechthaltung derselben Einhalt zu thun. Aber dennoch war Huilpa auch unter dem Volke so beliebt, daß niemand an seinen Tod ohne Entsetzen, und ohne den Wunsch denken konnte, daß noch irgend ein Mittel zu seiner Rettung gefunden werden möchte.

Wie wir oben bemerkt haben, war nach den Gesetzen jeder, der seine Tugend der Umarmung einer Spanierin hingab, des Todes schuldig, er hätte denn seine Mitschuldige geheirathet. Aber dann mußte auch diese entweder zur Religion des Landes übertreten, oder der Keritaner wurde aus dem Reiche verwiesen. Hiervon war auch kein Inca und selbst der Thronfolger nicht ausgenommen. Das letztere konnte und durfte Huilpa nicht, eben weil

weil er der Thronerbe war, und jeder König mit einer Gemahlin aus der Familie der Inca's vermählt seyn mußte. Hätt' aber auch Huilpa dem Throne entsagen wollen, so war ihm das wieder nicht erlaubt: denn nach den Gesetzen mußte jeder Inca, dem die Krone nach der Geburt zufiel, solche annehmen, weil man die Entsetzung derselben, für eine Entheiligung der königlichen, und hohenpriesterlichen Würde hielt. Für Huilpa war also kein Mittel zu seiner Rettung übrig; nach den Gesetzen konnte er Isabellen nicht heirathen, folglich mußte er sterben.

Bewundern aber wird man die Größe der Freundschaft, die ein junger Inca, mit Namen Alimozin bey diesem traurigen Vorfalle gegen den Prinz Huilpa bewieß. Dieser Inca war des Königs Bruders Sohn, und nach Huilpa der nächste Kronerbe. Beyde waren fast in gleichem Alter; sie waren zusammen erzogen worden, und von Kindheit auf hatte die engste Freundschaft ihre Herzen verbunden. Ein anderer an Alimozins Stelle würde mit dem Schicksale vielleicht nicht

ganz

ganz unzufrieden gewesen seyn, wenn Huilpa das Leben verloren, und er dessen Recht auf die Krone geerbt hätte. So aber dachte unser Inca nicht. Kaum vernahm er das Unglück seines Freundes, so sann er auch darauf ihn zu retten, uud da er wohl wußte, daß die Gesetze seiner nicht schonen durften, so nahm er sich vor, der erste zu seyn, der durch die Gewalt der Waffen, die Stimme der Gesetze zum Schweigen brächte.

Er führte als der nächste Verwandte des Königs das Kommando über die Armee, und durch seine Menschenfreundlichkeit und Güte hatt' er sich die Herzen aller seiner Untergebenen eigen zu machen gewußt. Ueberzeugt, daß die Armee auch den Prinz Huilpa liebte, baute er dann auf diese Anhänglichkeit der Soldaten an den Prinzen, und an ihn, seinen Plan. Einige andere Inca's, die eben so tolerant als er dachten, traten bald mit auf seine Seite, und so bildete sich unter seiner Anführung eine Parthey am Hofe, welche sich vornahm, den Prinzen vom Tode zu retten, und wenn es auch durch eine Rebellion geschehen müßte.

Diesem ihrem Vorsatze kam noch der Umstand zu statten, daß sich endlich die Königin schwanger befand; denn daraus erwuchs ihnen die Hofnung, sie könnte vielleicht einen Prinzen zur Welt bringen, welcher hernach als der jüngere, vor dem Huilpa, das Recht der Thronfolge bekäme. Die Königin gieng bereits im achten Monate ihrer Schwangerschaft; es kam also vor der Hand bloß darauf an, daß die Vollstreckung der Todesstrafe des Prinzen, bis nach ihrer Niederkunft verschoben würde.

Als nun nach geendigtem Sonnenfeste, der König, wie es in solchen Fällen hergebracht war, die Inca's zusammen kommen ließ, um in ihrem Beyseyn das Urtheil über den Prinzen zu fällen; so trat Alimozin in der Versammlung auf, und brachte in Vorschlag, man möchte, weil doch die Sache den Thronfolger und zweyten Inca des Reichs beträfe, hier eine Ausnahme von den Gesetzen machen, und das Todesurtheil des Prinzen so lange verschieben, bis durch die Niederkunft der Königin entschieden sey, ob ihm nach Athaliba's Tode würklich die Krone gebühre

bühre, oder nicht? Denn so bald die Königin einen Prinzen zur Welt brächte, so stünde dem Huilpa frey Isabellen zu heirathen, und dann sprächen ihn ja die Gesetze selbst von der Todesstrafe loß. Es würde auch der vorgeschlagene Aufschub des Urtheils, der Religion und den Gesetzen des Reichs, um so weniger nachtheilig seyn, da dem Könige als erstem Sohn der Sonne, und Handhaber der Gesetze allemal freystehen müsse, die Vorschriften des Vaters Inca einzuschränken, oder zu erweitern. —

Dieser weise und von einer aufgeklärten Vernunft zeugende Vorschlag fand auch wirklich bey vielen Incas Beyfall. Hauptsächlich traten nun diejenigen öffentlich auf Alimozins Seite, die sich schon in Geheim mit ihm zur Rettung des Prinzen verbunden hatten, denn ihr Vorsatz war kein geringerer, als, im Fall die Königin eine Prinzessin gebähren würde, den Huilpa mit Gewalt aus dem Gefängniß zu befreyen, und ihn aus dem Reiche hinweg, den Spaniern zu überliefern, von welchen sie erwarteten, daß sie ihn um Isabellen willen,

len, mit Vergnügen aufnehmen würden.

Aber es befanden sich unter den versammelten Inca's einige alte Patrioten, welche diesem Vorschlag geradezu widersprachen. Jedoch nicht aus Blutdurst, — denn dessen ist diese sanfte Nation nicht fähig — sondern bloß aus Religionseifer und Vorurtheil widersetzten sie sich den toleranten Gesinnungen Alimozins und seiner Verbündeten. Die Unverbrüchlichkeit der Gesetze, und die Heiligkeit der Vorschriften des Vaters Inca lagen ihnen zu sehr am Herzen, als daß sie eine Ausnahme davon hätten gestatten sollen. „Huilpa ist seines Verbrechens überführt, und geständig" — sagten sie — „das Gesetz will, daß er binnen drey Tagen entweder seine Mitverbrecherin heirathe, oder sterbe; das erste kann er nicht, und der Aufschub des letztern steht nicht in den Gesetzen. Athaliba hat nicht die Macht, neue Gesetze zu machen; nur die alten soll er aufrecht erhalten; kommt also nicht noch binnen diesen drey Tagen— denn nur so lange geben die Gesetze dem Huilpa Frist zum Leben — die Königin mit einem Prinzen nieder, so kann keine gött-

göttliche noch menschliche Macht, den Huilpa vom Tode befreyen.“

Die patriotischen Inca's hatten die Religion und die Gesetze auf ihrer Seite; Alimozins Vorschlag wurde also verworfen, und der König sprach das Urtheil, daß Huilpa den dritten Tag drauf mitdem Schwerd hingerichtet werden sollte. Alimozin verbiß zwar seinen Schmerz, und seinen Zorn darüber — denn wider den Ausspruch des Königs galten weiter keine Einwendungen — aber er gieng mit dem lebendigen Vorsatze aus der Versammlung, die Stimme des Rechts mit Gewalt schweigen zu machen.

In der darauf folgenden Nacht ließ er die Hauptleute und Unterbefehlshaber der Armee in seinem Hause heimlich zusammenkommen, und hielt eine sehr rührende und bewegliche Rede an sie, worinnen er ihnen erst die Verdienste des Prinzen, und sein Unglück mit den lebhaftesten Farben schilderte, und sie dann bey ihrer Liebe für ihn beschwor, der Grausamkeit, die man an ihm begienge, Einhalt zu thun, und ihn wenigstens bis zur Niederkunft der Königin in Schutz zu nehmen.

Bald

Bald traten auch die sämtlichen Officiers auf seine Seite, und verschworen sich mit ihm, den Huilpa, wo möglich, auch noch auf dem Blutgerüste, der Wuth der Gesetze zu entreissen. Sie machten ihre Anstalten im Stillen dazu, brachten die Soldaten auf ihre Seite, und alles gieng so heimlich dabey zu, daß weder der König, noch seine Ministers etwas davon erfuhren.

Es war in Kerita auch dieses Gesetz, daß kein Inca hingerichtet werden durfte, als durch die Hand eines andern von dieser geheiligten Familie, und dem Könige stand es frey, den Inca dazu zu wählen, der dann auch ohne Widerrede dieses Geschäfte übernehmen mußte. Nun wählte Athaliba zu Huilpa's Enthauptung gerade einen, der mit Alimozin im Bündniß stand. Dieser Umstand war nun der Ausführung seines Plans äußerst vortheilhaft. Der König ahndete nichts von der ganzen Verschwörung; folglich vermuthete er auch nichts weniger, als daß jener Inca, der das Scharfrichteramt an dem Prinzen verwalten

ten sollte, sein Schwerd nicht geschliffen haben würde.

Huilpa vernahm inzwischen sein Todesurtheil mit der Standhaftigkeit eines Mannes, der sich auch über Tod und Grab zu erheben gelernt hat. Daß jemand an seiner Befreyung arbeitete, konnte er um so weniger erwarten, da er die Gesetze des Landes kannte, nach welchen sein Urtheil unwiederruflich war. Er bereitete sich vielmehr auf seinen Tod vor, und betete zu dem Vater der Sonne, daß ihm die Sünde, die er an seinem Vaterlande begangen habe, verziehen werden möchte. Nur dahin gieng sein Ansuchen bey dem Könige, daß man ihm Isabellen noch einmal zu sehen vergönnen möchte; und dieß wurde ihm auch zugestanden.

Nicht so standhaft aber bewieß sich Isabelle bey diesem traurigen Vorfalle. Sie liebte den Prinzen mit aufrichtigem Herzen. Es jammerte sie also ganz ungemein, daß dieser edeldenkende Jüngling ein Opfer barbarischer Vorurtheile, und eines grausamen Religionseifers werden sollte. Die Königin erzählte ihr, wie der Inca Alimozin sich seiner angenommen,

und

und wie sehr er sich, obgleich völlig fruchtlos, bemühet habe, ihn zu retten. Dieß rührte die unglückliche Isabelle so sehr, daß sie ganz trostlos, und in Thränen schwimmend an den Busen der Königin sank, und in die Worte ausbrach:

„Ach, warum führte mich mein Schicksal in dieses abscheuliche Land, wo blindes Vorurtheil uns noch für die Thaten unserer Vorfahren brandmarkt, und wo man die sanften Triebe der Natur mit dem Tode bestrafet? — verfluchen möchte ich diese unglücklichen Reize, die mir nur darum gegeben worden zu seyn scheinen, um dem liebenswürdigsten Sterblichen damit das Leben zu rauben. O! meine Königin! — trösten Sie mich! — das Schicksal des edlen Huilpa bringt mich um meinen Verstand, und macht mir das Leben zur Hölle.“

Würklich hatte die Königin zu thun genug, Isabellen vor den Ausbrüchen der Verzweiflung zu bewahren, die oft sich ihrer bemächtigte, und ihr den Gebrauch ihrer Vernunft raubte. Und um so schwerer kam es ihr an, ihrer Freundin Trost zuzusprechen, da sie selbst den

Prin-

Prinzen liebte, und sein Schicksal ihre ganze Seele erschütterte. Besonders waren ihr in ihren Umständen, da sie ihrer Entbindung so nahe war, alle dergleichen heftige Gemüthsbewegungen sehr schädlich; und dieß war denn auch die Ursache, daß ihr vom Könige verboten wurde, bey Huilpa's Hinrichtung mit zugegen zu seyn.

Bald genug rückte indessen der Tag dieses großen Trauerspiels heran. Nach den Gesetzen mußte die Hinrichtung früh vor der Sonnenaufgang vollzogen werden, weil man dafür hielt, daß es wider die Ehrerbietung gegen sie sey, in ihrem Angesicht das Blut eines ihrer Söhne zu verspritzen. Die Nacht vorher führte man also Isabellen noch zu dem Prinzen, um von ihr Abschied zu nehmen. Sie sank vor ihm nieder, umfaßte seine Knie, und sprach in einem Tone, der alle Umstehende bis zu Thränen rührte.

„So ist's denn an dem, daß das Blut meines Huilpa, um meinetwillen vergossen werden soll! — fluchen könnten Sie mir, mein Prinz! — aber Sie denken zu erhaben dazu. Verzeihen Sie mir lieber!

lange werde ich Ihren Tod nicht überleben. Ich fühle es, daß ich Ihnen bald nachfolgen werde. Und dann — soll uns kein Richtschwerdt und kein Tod wieder trennen. —

Huilpa hob sie auf, faßte sie in seine Arme, und sprach nur die wenigen Worte:

„Du bleibst mein, Isabelle! ich gehe hin zu meinem Vater Inca. Dort erwarte ich auch dich. Weine nicht über unsre Trennung nur auf kurze Zeit verlasse ich dich. In den seligen Wohnungen der Sonne wollen wir uns wieder finden! und uns lieben.“ —

Er drückte sie an seinen Busen, gab ihr den letzten Abschiedskuß, und — man führte sie halb todt wieder in den königlichen Pallast zurück, wo sie aber nicht wieder zur Königin gelassen, sondern in ihrem eigenen Zimmer, von einem Inca und zwey Mann Soldaten bewacht wurde.

Nunmehr führte man den Huilpa in den Tempel der Sonne, wo er von dem Könige, als Oberpriester eingesegnet wurde, und dann gleich auf den Richtplatz, der mitten in der Stadt Kerita nahe bey jenem Tempel der Sonne war.

ein

Schon war das Hochgericht aufgebaut; ein Kommando von tausend Mann Soldaten bewahrten es vor dem Zudringen des Volks; an ihrer Spitze stand Alimozin als oberster Befehlshaber: denn das Kommando dabey konnte ihm nach den Gesetzen selbst der König nicht nehmen. Athaliba, begleitet, von einer Menge Inca's, erschien, und setzte sich unter einem Thronhimmel, der zu dem Ende, neben dem Schafot aufgebaut war. Mit heitrem Gesicht, und mit erhabenem Anstande betrat es Huilpa, und hörte kniend sein Urtheil noch einmal aus dem Munde des Königs an. Sodann führte man ihn auf einen Sessel, der mitten auf dem Schafot stand, verband ihm die Augen, und setzte ihn nieder.

Izt trat nun der Inca, der die Hinrichtung vollziehen sollte, hervor. Er trug das Richtschwerdt in der Hand, und nach einigen Minuten, wobey eine tiefe Stille unter dem Volk herrschte, gab ihm der König das gewöhnliche Zeichen, sein Amt zu verrichten. Aber wie sehr erstaunten alle die, so von Alimozins Verschwörung nichts wußten, als der

Inca, anstatt sein Schwerdt gegen den Hals des Prinzen zu richten, solches unter den Worten, die er mit erhabner Stimme aussprach, zu Boden warf:

„Verflucht sey der Inca, welcher dieses Schwerdt vor der Entbindung der Königin, zum Tode dieses Sohns der Sonne aufhebt!“ —

Und in dem Augenblick trat auch Alimozin mit bloßem Schwerdte an der Spitze mehrerer Inca's hervor, und rief mit lauter Stimme:

„Es lebe Huilpa! Tod und Verderben über alle, die sich widersetzen! Wie ein Lauf-Feuer erscholl das Geschrey der Soldaten, und des ganzen Volks: es lebe Huilpa der Sohn der Sonne! — Alles rief denen, die sich widersetzen würden, den Tod zu, und tausend Mann standen unter Alimozins Anführung unter den Waffen, die alle dem Könige Gehorsam aufsagten, dafern er nicht den Tod des Prinzen, bis zur Niederkunft der Königin aufschöbe. Aber — der gute Athaliba! — vor Schrecken über diesen Aufstand, sank er beynahe von seinem Throne herunter. Was würde er wohl ge-

gegen die Wuth dieses Volks haben ausrichten können, wenn er auch auf der Hinrichtung des Prinzen hätte bestehen wollen? — denn ehe er sich noch recht besinnen konnte, hatten die Inca's von Alimozins Parthey, dem Prinzen schon die Binde von den Augen gerissen, und das Richtschwerdt in tausend Stücken zerschlagen. Ein Trupp Soldaten nahm ihn in Schutz, und trug ihn im Triumph, und unter lautem Jubelgeschrey des Pöbels, in seinen Pallast zurück, um welchen die Inca's sogleich eine hinlängliche Soldatenwache stellten. Alimozin aber sprach zum Könige, der von den patriotischen Inca's unterstüzt, von Rebellion zu reden anfieng, und das Volk zu seiner Beschützung aufrufte:

„Wir sind keine Empörer, Athaliba! nur bis zur Niederkunft der Königin sollst du das Urtheil des Prinzen unvollstreckt lassen. Bis dahin werden wir seine Sicherheit mit unserm Leben vertheidigen, und wir werden es durchsetzen, und solltest du darüber deine Krone verlieren. Sprich: Huilpa lebe! — oder — du bist mein Gefangener!“ —

Kaum hatte Alimozin ausgeredet, so rief eine laute Stimme aus der Mitte des Volks hervor:

„Athaliba sterbe! — Alimozin sey König! —

Und viele hundert Menschen schrien nach: Athaliba sterbe! —

Der König erblaßte und — zitterte vor der Wuth des aufgebrachten Volks. Aber Alimozin kniete vor ihm nieder, und sagte:

„Nicht deine Krone will ich, erhabner Sohn der Sonne! — sprich nur das unwiderrufliche Wort: Huilpa lebe! — und ich lege mein Schwerdt zu deinen Füssen!“

Neues Leben schien der König zu fühlen, als er sahe, daß der edle Alimozin seinen Tod nicht wollte. Er reichte ihm seine Hand, und sprach mit lauter Stimme:

„ich vergebe dir, theurer Inca! und Huilpa lebe!“ —

Alimozin küßte seine Hand, und legte das Schwerdt zu seinen Füßen. Dann stand er auf, und rief mit lauter Stimme:

„Ihr

„Ihr erhabnen Inca's! und ihr Männer von Kerita! ihr habt das Wort des Königs gehöret. Steckt eure Schwerdter ein, und rufet mir nach: es lebe Athaliba, der Sohn der Sonne, und Huilpa, unser Bruder! —

Nichts war nun mit dem Jubelgeschrey des Volks zu vergleichen, das durch ganz Kerita erscholl. Man begleitete den König unter dem Schalle der Trompeten und Trommeln, nach seinem Pallaste. — Aber — welche neue Wonne für Huilpa, und Alimozin, und alle Freunde jenes geretteten Prinzen! — eben als der König in das Thor seines Pallastes kam, trat ein Inca mitten unter der im Hofe versammleten Menge Volks auf und rief:

„Die Königin lebe! — sie hat einen Prinzen geboren.“

Wer kann das Entzücken beschreiben, das die ganze königliche Familie über diese Nachricht empfand? — Huilpa war nun gerettet, und die Rechte der Nation waren befriediget. —

Der König eilte zu seiner Gemahlin, und küßte den Sohn, der zugleich seinem

Huilpa das Leben mitbrachte. Die Königin war gesund, obgleich die Bestürzung über den traurigen Vorfall in ihrer Familie, eigentlich ihre Entbindung früher befördert hatte, als sie solche erwartete. Auch der junge Prinz war ein vollkommnes Kind, das alle Hofnung zum Leben gab. Bald drang nun auch das Jubelgeschrey von der Entbindung der Königin durch die ganze Stadt, und dieser Tag, der so traurig für die Nation begann, verwandelte sich in einen der glücklichsten, die jemals ein Keritaner erlebt hatte.

Alimozin ließ sichs nicht nehmen, der erste zu seyn, der dem geretteten Prinzen diese angenehme Nachricht hinterbrächte. Er fand ihn allein in ernsthafte Betrachtungen versenkt, und bey seinem Glücke eben so wenig außer sich, als er im Unglück muthlos gewesen war. Nur gegen Alimozin war sein Herz erwärmt, und voll inniger Empfindung der Dankbarkeit, sank er diesem Retter seines Lebens an Busen, als er ihn erblickte. Alimozin gab ihm die Nachricht von der Ankunft eines neuen Thronfolgers, und Huilpa rief mit einer warmen Thräne im Auge aus:

»Nun

„Nun, so bist du mein, Isabelle! ich höre auf, ein Inca, und ein Keritaner zu seyn."

Hierauf führte man den Prinzen zum Könige, wohin ihn Alimozin begleitete. Athaliba umarmte seinen Sohn, und wünschte ihm Glück zu seiner Rettung. Isabellen aber fand Huilpa bey der Königin. Sie sank an seinen Busen, und schwor ihm in Beyseyn des Königs, Alimozins, und mehrerer Inca's ewige Liebe.

Doch die keritanische Religion anzunehmen, dazu konnte sie sich nicht entschließen; denn sie war eine Christin, nicht bloß aus Vorurtheil, sondern aus Grundsätzen der Vernunft, und aus Ueberzeugung. Huilpa trat also zur ihrigen über. Freylich mußte er sich's gefallen lassen, daß man ihn aus dem Geschlecht der Inca's ausstrich, und ihn aus dem Lande verwieß. Aber Isabellens Liebe entschädigte ihn bald für seinen Verlust, und in ihren Armen vergaß er es leicht, daß er die Würde eines großen Prinzen mit der Niedrig-

drigkeit des Privatlebens vertauschet hatte. Er begab sich mit seiner Geliebten nach Quito, heirathete sie dort nach christlichen Gebräuchen, und wurde von ihrer Familie mit der grösten Achtung und Zärtlichkeit aufgenommen. So viel aber blieb ihm doch von seiner vorigen Würde in seinem Vaterlande noch übrig, daß er allein, wenn er wollte, ins Reich gelassen, und dann noch immer von der Nation als ihr ehemaliger Liebling geehret und geliebt wurde. Er stiftete übrigens in seinem stillen häuslichen Leben zu Quito, durch seine Weisheit und Menschenliebe so viel Gutes, als ob er König, oder erster Staatsminister gewesen wäre.

Th*.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

IV.

Ueber Johann Friedrich Reineke den Schauspieler.

An B.

Quis noſtrum tam animo agreſti ac duro fuit, vt Roscii morte nuper non commoueretur? qui, — propter excellentem artem ac venuſtatem, videbatur omnino mori non debuiſſe.

Cicero in Orat. pro Archia Poeta.

Du forderſt mich auf, mein Freund, über unſern unvergeßlichen Reineke etwas niederzuſchreiben. Zwar bedarf ſonſt ein großer Mann am wenigſten eines

Denkmals, sein schönstes Denkmal sind seine fortlebenden Werke; zwar ist meine Hand zu schwach, diesem eins zu setzen, das seiner würdig wäre, und seine Freunde würden weit mehr gewinnen, wenn Du, der Du oft an meiner Seite die Wahrheit und Schönheit seiner Darstellung so innig empfandest, geleitet von Deinem Gefühle und Geschmack selbst die Feder ergreifen wolltest. Allein da die Werke des Schauspielers, die nur in dem Gedächtnisse der Menschen leben, so leicht vergessen werden, da über Reineke, so viel ich weiß, noch nichts aufgezeichnet ist, da es mir selbst süsses Vergnügen macht, immer wieder zu überdenken, was er war; so gehorche ich Deiner Aufforderung um so williger, seinen Schattenriß zu zeichnen, und kann ich ihm gleich kein Denkmal errichten, so will ich wenigstens einen rohen Stein auf seinen Grabhügel wälzen.

Zwar haben die Zeitungen schon längst konventionsmäßig sein Lob ausposaunt, und seinen Namen in das breite Register von Deutschlands großen theatralischen Künstlern geschrieben, aber wer es weiß, wie

wie oft Partheylichkeit und Interesse dabey zum Grunde liegt, wie oft der mittelmäßige Schauspieler, der seinem Publikum in einigen Rollen gefiel, erhoben, und der verdienstvollere Mann, der keinen kritischen Freund und Herold hat, vergessen oder gar herabgesezt wird, der achtet nicht mehr darauf.

Biographische Nachrichten von ihm werd' ich nicht liefern; die kann uns sein Sohn geben. Partheylichkeit kann mich nicht leiten, da ich ihn zwar gekannt, aber seiner Freundschaft mich nicht rühmen kann. Daher sprech' ich hier auch nur von ihm als Schauspieler, nicht als Menschen, ob ich gleich weiß, daß auch sein Herz gerühmt zu werden verdient. — Nur ein paar Worte erlaube man mir über seine Talente und sein Spiel aufzuzeichnen.

In Reineke waren alle körperliche Talente eines Schauspielers so vereinigt, daß ihn die Natur ausdrücklich dazu gebildet zu haben schien. Er war von etwas

mehr als gewöhnlicher Manneslänge, — was man außer dem Theater weniger bemerkte, weil er sich ein wenig gebückt trug, — stark und voll, und durchaus ebenmäßig gebildet. Ein edles, einnehmendes, offenes Gesicht, eine melodische Stimme, von einer starken Brust unterstützt, alles hatte ihm die Natur verliehen, alles schien sie der Kunst vorgearbeitet zu haben. Ein Vortheil, den sie manchem andern großen Künstler versagte, und den in vielen Fällen alle Anstrengung der Kunst nicht vergessen machen kann.

Man sagt von ihm, die Natur habe mehr an ihm gethan, als die Kunst. Gelehrsamkeit besaß er nun freylich wohl nicht, er hatte vielleicht den St. Albine und Riccoboni nicht gelesen. Allein so sehr ich auch sonst den Werth der Regeln erkenne, so glaube ich doch, daß gerade er die Theorien am ersten entbehren konnte, gleich einem großen Dichter, welcher Meisterwerke schafft, ohne zu wissen, warum sie es sind. Ueberdieß, als er seine theatralische Laufbahn betrat, was

gab es da für Schriften über die Schauspielkunst, welche verdient hätten von einem Wahrheit suchenden Manne gelesen zu werden? „Allgemeines Geschwätz darüber genug, aber nur sehr wenig specielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präcision abgefaßte Regeln.“ *) Denn damals hatte noch kein Engel eine Mimik geschrieben.

Allein er besaß so ein leises, richtiges Gefühl, so viel Reizbarkeit und Empfänglichkeit, die ihn richtiger leiteten, als es Regeln hätten thun können. Garrick sagt von der Clairon **): „sie besitze alles, was die Kunst, ein guter Verstand und natürliche Einsicht mittheilen können, aber in ihrem Herzen fehle der augenblickliche warme Eindruck, die reizbare Empfindsamkeit, das elektrische Feuer, welches auf einmal aus dem Genie bricht, und durch Adern, Mark und Beine der Zuschauer schießt. Aber, fährt er fort, ich spreche das Urtheil, daß die grösten

*) Lessings Dramaturgie, B. 1. S. 393.
**) in einem Briefe an Sturz, in dessen Schriften, B. 1. S. 100. f.

Züge des Genies dem Schauspieler selbst unbekannt waren, die Wärme der Situation hat gleichsam die Mine gesprengt, zu der Zuschauer und zu seinem Erstaunen. Ich mache daher einen Unterschied zwischen einem großen Genie, und einem guten Schauspieler; jener realisirt die Empfindung seiner Rolle, und ist nicht mehr er selbst, der andere, mit vieler Kraft und Weisheit mag gefallen, aber niemals

Pectus inaniter angit,
Irritat, mulcet, falsis terroribus implet,
Vt magus.

HORAT.

So war es auch bey Reinecke, oder, wenn auch seine schönsten Züge prämeditirt waren, so schienen sie doch erst in dem Augenblicke, da man sie sah, unwillkührlich aus seiner Lage zu entspringen.

Seine Deklamation war im Ganzen vortreflich. Ohne diese schwere Kunst grammatisch studirt zu haben, lehrte ihn seine ungemein zarte Empfindbarkeit auch sehr schwer gesetzte Reden richtig und leicht

zu

zu moduliren. Ein Meister dieser Kunst *), den Reineke selbst sehr hoch schätzte, hat mir versichert, daß er erstaunt sey zu hören, wie sich Reineke oft durch die schwersten, holprichsten Stellen durchzubeugen gewußt habe. — Hie und da eine nicht ganz richtige Modulation, dann und wann ein falscher Akzent, den man etwa hörte, widerlegen meine Behauptung nicht. Einzelne, seltene Flecken übersieht man gern bey einem schönen Ganzen. Ueberdieß kann man wohl keck sagen, daß es keinen Schauspieler giebt und geben kann, dem nicht zuweilen etwas menschliches begegne, weil es unmöglich ist, jede Rolle nach den Worten grammatisch durchzustudieren; zumal da Reineke fast täglich die Bühne betrat, und die beschwerliche Regie allein auf ihm lag.

Der Ton seiner Stimme war äußerst gefällig, und stand ihm in Höhe und Tiefe, in Stärke und Mäßigung zu Gebote. Er war nie dem Ohre beleidigend,

*) Und warum sollt' ich meinen vortreflichen Freund nicht öffentlich nennen? Es ist Herr M. Schocher in Leipzig.

selbst, indem er kreischte, nicht; z. B. wenn er die Worte sprach: „Burlee und Ralee müssen sterben; oder, beym Himmel! ich will nicht leben," *) oder den Fluch in König Lear.

Sein Gebehrdenspiel war äußerst ungezwungen, natürlich und leicht; nicht, wie bey manchem Schauspieler, der für alle Rollen nur einerley kennt! sondern jedem Charakter angemessen. Oft waren Arm und Hand stumm **), und dann sprach er nur mit dem Kopfe und dem Körper, aber mit welchem Ausdruck! Besonders war sein Gesicht außerordentlich beredt. Es war für die Darstellung jeder Leidenschaft empfänglich. Wuth und Rache mahlten sich auf seiner Stirn so wahr und schön, als Würde, sanfte Ruhe und feine Laune. Ein einziger veränderter Zug gab dem Gesicht einen ganz andern Ausdruck. Und nie verzog er es, auch beym Ausdruck der Raserey oder des Abscheues bis zur Grimasse oder zum Eckel. — Sein Anstand war allzeit ungezwungen

*) im Graf von Essex, A. 3. A. 7.

**) S. Lessings Dramaturgie, B. 1. S. 26.

gezwungen und edel *). In keiner Rolle vergaß er die theatralische Sittsamkeit. Er war von jener abgemessenen Steifheit, welche Lessing rüget, und der ausgelassenen Wildheit in Stimm' und Gebehrden, über die Schink spottet **), und die von manchem Schauspieler für Natur gehalten wird, gleich weit entfernt. Man sah ihn in keiner Situation, die ins Unanständige oder Lächerliche gefallen wäre, und er konnte Hamlets goldne Regel für die Schauspieler sagen, ohne daß seine Lehre mit seinem eignen Beyspiele kontrastirte. — Er war auf dem Theater so zu Hause, daß man ihn in seinem Zimmer zu sehen glaubte. Fehler seiner Nebenschauspieler in Stellungen wußte er augenblicklich zu verbessern, und Gegenwart des Geistes verließ ihn niemals.

In seinem Spiele folgte er durchaus genau der Natur ***). Stets sah man

 in

*) Vergl. Ifflands Fragmente über Menschendarstellung, 1. S. 5. Absch.

**) in seinen dramaturgischen Fragmenten, an mehrern Stellen.

***) Avoir l'action vrai, c'est la rendre exactement conforme à ce que feroit, ou devroit,

in ihm den Menschen, nie den Schau-spieler, er mochte darstellen, wen er wollte, den König, den Helden, den feinen Weltmann, den alten Offizier, den gesitteten Bürger, den Kaufmann; im Ernst, im Scherz, in jeder Abstufung der Leidenschaft, des Zorns, der Rache, der Ehre, der Eifersucht, der Verzweiflung, in jeder sanften Empfindung, in feinerer und ausbrechender Laune. — Sein richtiges Gefühl lehrte ihn die Wahrheit der Schönheit vorziehen, aber nie auf Kosten der letzten. Nie habe ich einen dramatischen Künstler gesehen, der beyde so verträglich vereinigt hätte.

Er war in seinem Spiele nie Nachahmer. Er bahnte sich selbst einen Weg, suchte selbst und fand die Wahrheit. Auch hatte er, so lange er bey der Bondinischen Gesellschaft stand, wenig Gelegenheit, andre nachzuahmen, denn die ersten Rollen in neuen Stücken übernahm er. Inzwischen

vroit faire le personnage, dans chacune des circonstances ou l'Auteur le fait passer successivement. *Le Commédien par St. Albine* p. 139.

schen kann und mag wohl sein Aufenthalt bey andern Bühnen, besonders in Hamburg, wo ehmals Eckhof, und in der Mitte der achten Dekade, die berühmten Schauspieler Schröder, Brockmann, Schütz, Lamprecht, die Ackermanns, die Reineke, vielleicht die erste Bühne in Deutschland ausmachten, zu seiner ersten Bildung viel beygetragen haben. Aber seine spätere Vollendung war das Werk seines Fleisses und weitern Nachdenkens. Doch besaß er die Gabe, das Trefliche in Andrer Spiel sehr leicht und schnell zu fassen, was er hernach in seinen Nutzen verwandte, jedoch so, daß es immer auf seinem Boden entsprossen zu seyn schien.

Die Bondinische Gesellschaft, deren Haupt er war, verdankt ihm unendlich viel. Er war von jeher ihre schönste Zierde, auch da schon, als noch Opitz, Christ, Hempel, Spenglers, und die nun auch verstorbene Reineke, — deren aller Verlust schwerlich je völlig ersetzt werden dürfte, — und späterhin andre, sehr achtenswerthe Künstler neben ihm arbeiteten. Er hat sie auf den wahren, na-

türlichen Ton gestimmt, der sie noch vor mancher ihrer Schwestern auszeichnet, und sein Beispiel hat unleugbar auf seine Mitschauspieler sehr merklichen Einfluß gehabt.

Was auch für gute und trefliche Künstler sich von Zeit zu Zeit neben ihm erhoben, so hatte doch keiner seine Allgemeinheit erreicht, wenn ihm auch in dieser oder jener Rolle dann und wann einer gleich kam. Denn er war nicht bloß ein treflicher komischer, oder ein treflicher tragischer Schauspieler, sondern er war in beydem gleich groß. Nie hat er, so viel ich gesehen habe, eine Rolle verdorben, und wäre das auch geschehen, warum will man gerade an den Schauspieler härtere Forderungen machen, als an jeden andern vortreflichen Künstler oder Schriftsteller, dem man gern nachsieht, wenn er zuweilen unter sich bleibt; ja diese Forderungen würden um so unbilliger seyn, da fast keiner so von zufälligen Hindernissen abhängt, als der Schauspieler, dessen Kräfte oft Krankheit, Familien-Verhältnisse und widrige Laune hemmen, und dessen Muth oft Unbilligkeit des Publikums, und,

das häufigste und schlimmste! Kabalen oder Unwissenheit seiner Collegen darniederschlagen.

Sein Rollenfach waren Helden, erste Charakterrollen, edle und launigte Alte; er spielte im heroischen und bürgerlichen Trauerspiele, im ernsthaften Sittengemählde, im feinen und niedrigen Lustspiele mit gleichem Glücke. Bisweilen stieg er auch zur Posse herab, worin er vielleicht darum nicht durchaus gefiel, weil man ihn nur in edlern Charaktern zu sehen gewohnt war. — Oft streifte er auch in andre Fächer, aber niemals zu seinem Nachtheil. Liebhaber jedoch und schleichende Böswichter spielte er selten. — Sein Genie wußte in jede, auch in die kleinste Rolle Interesse zu legen. Man kann auf ihn anwenden, was Lessing von Eckhof sagt: „Dieser Mann mag eine Rolle machen, welche er will, man erkennt ihn in der kleinsten noch immer für den grösten Acteur, und bedauert, auch nicht zugleich alle übrige Rollen von ihm sehen zu können." — Zuweilen überließ er einem andern seine Rolle, aber selten verlor er bey dieser Veränderung. So

habe

habe ich ihn in Schillers Kabale und Liebe drey Rollen spielen sehen. Anfangs hatte er die kleine Rolle des fürstlichen Kammerdieners, die er mit aller Würde, gekränkter Vaterliebe, dem verbissenen, zuweilen laut ausbrechenden Gram darstellte, der in diesem Charakter liegt. Opitz verließ hierauf die Bühne, und die Rolle Ferdinands von Walter war erledigt. Reineke mußte sie selbst übernehmen. Wahr ist es, daß er den feurigen Jüngling, dessen Liebe keine Gränzen kennt, nicht erreichte, wie ihn Opitz gab, aber in den Scenen, wo Eifersucht vorwaltet und überhaupt im fünften Akte kam er ihm wenigstens bey. Und wie viel ist es auch gefordert, Opitz in dieser Rolle zu erreichen, der darin des Dichters Geist so ganz gefaßt hatte. —

Endlich starb Hempel, und er nahm den alten Miller. So brav ihn auch jener verdienstvolle Mann gespielt hatte, so erschien er doch erst in Reineks Händen in seiner Vollkommenheit. Er veredelte ihn mehr, als Hempel, und wußte diesen verzeichneten, ungleichen Charakter,

der bald wie einer aus dem niedrigsten Pöbel, bald wie ein Philosoph, bald wie ein Narr spricht, dadurch, daß er klüglich gewisse, dem Genie des Dichters entlaufene Stellen wegließ, andre versteckte mehr hervorhob, und manche Züge selbst erfand, in ein wahres harmonisches Ganze umzuschaffen. Aber den Geist seiner Darstellung aufs Papier zu hauchen würd' ich vergebens versuchen. Wie er die Schlußscene des zweyten, und die erste des fünften Akts darstellte, das hast Du gesehen, mein Freund, und nur der kann sich's denken, der es auch sah.

Unter seinen Heldenrollen war Graf Essex unstreitig die stärkste. Auch war er allgemein für den ersten Essex erkannt. Es war wahre Freude zu sehen, wie in diesem Stücke, so wie im Macbeth, er mit seiner vortreflichen Gattin wetteiferte, und keines das Andere übertraf. Diese beyden Rollen, mit Othello, Guelfo, Otto von Wittelsbach, Graf Athelwald, und von Palm, waren in dieser Gattung die schönsten, die ich von ihm gesehen habe, wozu ich

noch

noch den Albrecht in Agnes Bernauerin rechne, in dem er den Liebhaber und den Helden so treflich zu vereinigen wußte. — In andern, habe ich ihn wenigstens nicht so groß gesehen, z. E. als Montalban, Coriolan, Gustav Wasa, die er auch seltner spielte. Sein Fiesko hat ihm bey drey Vorstellungen, denen ich beywohnte, nie ganz glücken wollen.

Ich mag nicht entscheiden, ob er als Held, oder als Alter größer war. Seinen Odoardo dürften außer Eckhof und Schröder, wohl höchst wenige erreicht haben *). Sein Constantin von Tarent scheint mir unübertreflich. Daß Schröder ihn als Lear hinter sich ließ, will ich glauben. Ob aber auch seinen Schlensheim? seinen Athelstan? — Mit seinem Hamlet, über den

*) Er spielte diesen so oft verfehlten Charakter so, wie ihn Schink entwirft, dessen Bemerkungen darüber sehr wahr sind, und ich von mehrern Künstlern habe bestätigt gesehen. S. Schinks Dramat. Fragm. B. 2, S. 404. f.

den schon etwas aufgezeichnet worden *), und den er Anfangs vorigen Jahres in Dresden vorsätzlich zum letztenmal spielte, durfte er sich mit berufenen Künstlern messen. Späterhin schien er zu fühlen, daß ihm die Jugend zu dieser Rolle mangle, er spielte sie nicht gern mehr. — Sein Beaumarchais und Beverley allein machten ihn des Namens Schauspielers werth.

Aus dem ernsthaften Sittengemählde nenne ich nur den Oberförster Warnberger, den Obercommissär Ahlden, den Wilmot in Stolz und Verzweiflung, den Geheimrath Steinau in Haß und Liebe, und den Baron Hartley. In jeder von ihnen verdiente er einen Kranz.

Im Lustspiel war sein Fach größtentheils Alte; polternde oder sanfte, ernsthafte und launigte, keine Gattung konnte man der andern vorziehn. Paridom Wrantpott **), Baron Abslut, Har=

*) Litteratur und Theaterzeitung von 1780. B. 4. S. 664. f. 680 f.

**) Ich verweise darüber auf Schinks Dram. Fragmente, B. 4. S. 923. f.

Harwitz, der Obrist Freyhof, Maybaum, Hitzig, der alte Busch, und wiederum Van der Hoeft, Billerbeck, und Ernst Florbach im Testamente glückten ihm eben so sehr als alte Offiziers, die er unnachahmlich spielte, z. B. den Gouverneur von Hardenstern in den Zufällen, wo sein unnachahmlicher Humor alle Zuschauer zur Fröhlichkeit stimmte, den Major Oakly, O Flaherty, Hauptmann Wegfort, Stornfels, Sarten, auch den Paul Werner. Seltnere Rollen von ihm waren Shylok, der seiner würdig war, Flickwort, den er ohne Karrikatur, und mit vieler Wahrheit spielte, und Figaro, zu dem es ihm, wie man sagt, an Gewandheit, und — an Person fehlte. — Weiter kann und will ich mich in die genauere Detaillirung seiner Rollen nicht einlassen, da man schon über verschiedene in theatralischen Ephemeriden Nachricht findet, mit Exclamationen nichts gethan ist, und Beurtheilungen über Schauspieler nichts nützen, wenn sie nicht so geschrieben sind, wie die von Schink über Brokmanns Hamlet, und

in seinen dramaturgischen Fragmenten, einem Buche, das man mit noch mehr Vergnügen lesen würde, wenn sich sein Verfasser seltner von sich selbst zu sprechen, anerkannt großen Männern Weyrauch zu streuen, und überhaupt nicht mehr Worte um eine Sache zu machen erlaubt hätte, als sie erfordert. —

Und ach! alle diese seine schönen Werke sind verschwunden mit Ihm! Traurig für Euch, Künstler und für uns. Eure Werke sind nicht wie die des Malers, des Tonkünstlers, des Bildhauers, leben nicht in Stein und Leinwand fort, verschwinden mit dem Momente, da ihr sie schuft, und leben nur im Gedächtnisse der Zuschauer! der erste November vorigen Jahres rafte ihn viel zu früh weg, ihn, der, wie Cicero von Roscius sagt, wegen seiner seltnen Vortreflichkeit in seiner Kunst, gar nicht hätte sterben sollen. — Es mag in Deutschland noch Künstler geben, die ihm gleich kommen, aber ihre Anzahl wird nur sehr gering seyn. Wie mancher trägt einen berühmten Namen, und, wenn man ihn sieht,

erstaunt man über den Kontrast seines Ruhms und seines wahren Verdiensts. Wir wußten, was wir an ihm hatten. Von seiner Vortreflichkeit zeugt der uneingeschränkte Beyfall, den er ehmals, wohin er kam, und hernach in Dresden, Leipzig, Prag, drey Städten, in welchen der Geschmack sehr verschieden ist, genoß, der Beyfall, die Nacheiferung der besten und achtungswerthen seiner Mitschauspieler. Er starb von Künstlern und Kennern des Schönen und Wahren geehrt und betrauert, von seinen Freunden geliebt und beweint.

Die Nation wird ihm wohl keinen Stein setzen, weil er ein Deutscher war *). Sie wird auch ihn bald vergessen!

Des Freundes Klageton
Verhallet unter den Cypressen.
Dein Volk vermißt dich nicht!
Gotter.

Aber der Platz, wo er heraus trat, wird noch lange offen stehn, und dem

Weisen

*) Wenigstens sind bis jetzt die dahin abzielenden Bemühungen vergebens gewesen.

Weisen diese Lücke noch spät eine Thräne kosten.

Dichter und Dichterinnen haben um sein Grab geraset und gewinselt *); nur in wenigen Gedichten ist sein Andenken nach Würden gefeyert. Unter diesen ist ein noch ungedrucktes von M. Heidenreich (der durch seine meisterhaften Gesänge auf Zollikofer und Geßner seine übrigen dichterischen Werke gekrönt hat), mit welchem ich diesen Aufsatz zu zieren, von meinem vortreflichen Freunde Erlaubniß erhalten habe.

Traute des Herzens, goldne Saiten, seufzet!
Euren Tönen entschwebe stille Wehmuth
Und umschaure, wie der Abende Dunkel,
Thränende Wangen!

Saiten, wie ihr, so weckt' er die Empfindung,
Dessen Urne Cypressen dort umsprossen.
Weggezaubert in die Fluren der Täuschung
Schwärmten die Herzen: —

*) Das abgeschmackteste unter allen ist das von einem gewissen Löber.

Naht' er als Rächer,
Als fluchender Vater,
Wild wie der Nordsturm
Der Wellen empört;
Da wandelten Schauder
Und Blässe des Todes
Die Reihen umher.

Naht' er mit Segen
Und freundlicher Milde,
Sanft wie ein Engel
Der Liebende schüzt;
Da flatterten Freuden
Wie scherzende Weste,
Die Reihen umher.

Aechzt' er, ein Frevler,
In Quaalen des Todes,
Ein Raub der Verzweiflung
In peinlicher Glut;
Da stürmte Entsetzen
Und Ahnden der Zukunft
Dem Frevler ins Herz.

Lächelt' er muthig
Dem drohenden Tode
Froh seiner Thaten
Ein zitternder Greiß;
Da wallte vom Himmel
Begeistrung der Tugend
Dem Jüngling ins Herz.

Traute des Herzens, goldne Saiten, seufzet!
Euren Tönen entschwebe stille Wehmuth
Und umschaure, wie der Abende Dunkel,
Thränende Wangen!

Saiten, wie ihr, so weckt' er die Empfindung,
Dessen Urne Cypressen dort umsprossen,
Weggezaubert in die Fluren der Täuschung
Schwärmten die Herzen.

[illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pägnia Ein Buch zur Unterhaltung

Bd.: 1.

Leipzig (1789)

P.o.germ. 1040 n-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116000-9
VD18 90392477